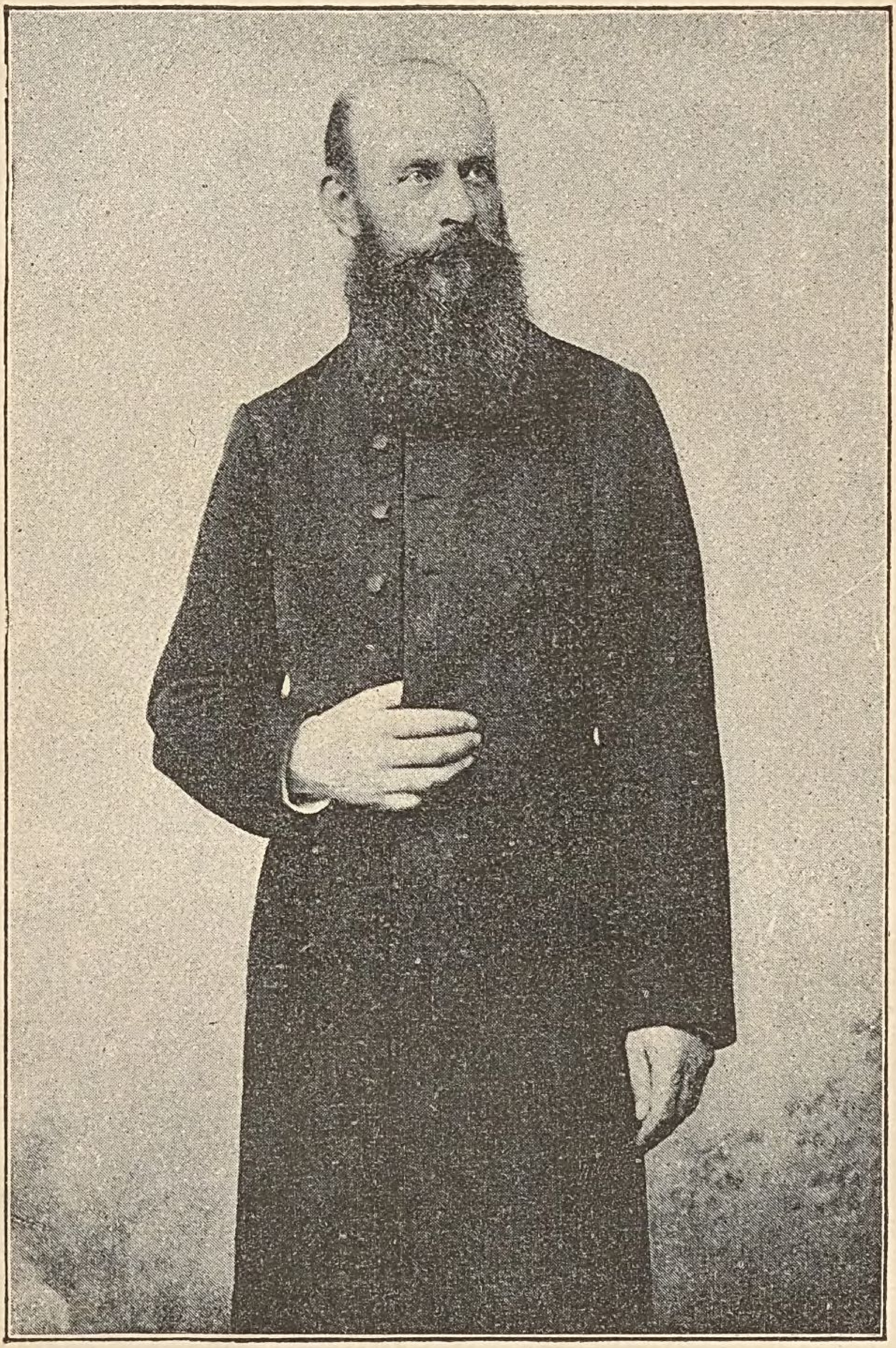
Lazareth-Fahrten des Ad. Freih. Götz von Berlichingen im Deutsch-Französischen Kriege 1870-71

Einbegleitet und Herausgegeben v. Dr. M. Kronfeld.



VERLAG: MAX MERLIN, WIEN, LEIPZIG.

Götz von Berlichingen.



Adolf Freiherr Götz von Berlichingen
katholischer Priester der Diöcese Rottenburg in Württemberg.

Lazareth-Fahrten

des Freiherrn

Adolf Götz v. Berlichingen

im

deutsch-französischen Kriege.

Einbegleitet und herausgegeben

von

Dr. M. Kronfeld.

Mit zwei Portraits.

Wien und Leipzig.
Max Merlin, Verlags-Buchhandlung.
1894.

Vorwort.

> Elisabeth:
> So schreib' doch Deine Geschichte aus, die du angefangen hast. Gib Deinen Freunden ein Zeugnis in die Hand, Deine Feinde zu beschämen; verschaff' einer edlen Nachkommenschaft die Freude, Dich nicht zu verkennen.
> Goethe, Götz von Berlichingen, A. 4.

Der Titel dieses Buches ist keine Mystification. In der That hat nicht nur ein würdiger Nachkomme des berühmten Ritters mit der eisernen Hand an dem deutsch-französischen Kriege, an dem Ringen um die Ehre und Einheit Deutschlands theilgenommen, sondern zwei Götz von Berlichingen war es beschieden, auf Frankreichs Gefilden ihren Mann zu stellen. Der ältere der beiden Brüder, Adolf Freiherr Götz von Berlichingen, der jetzt als Weltpriester in Wien lebt, diente in den Lazarethen als freiwilliger Krankenbruder des Jesuitenordens. Dem einundzwanzigjährigen Josef Götz von Berlichingen war der Heldentod bei Champigny beschieden. Doch beide dürfen sich gleichen Muthes rühmen. Die Gefahren der Lazarethe waren nicht geringer als die des männermor-

denden Kampfes. Als ob er der Worte Elisabeths gedächte, der treuen Genossin des historischen Götz, hat Adolf von Berlichingen sorgsam die Erlebnisse der Kriegszeit verzeichnet.

Die herzergreifenden und traurigen Bilder, die Vorführung der Schrecken des Krieges wechselt ab mit tragikomischen oder selbst heiteren Scenen. Auch für diese hatte der selbstlose und aufopferungsvolle Bruder Sinn. Waren ihm doch in seiner Jugend alle Freuden des Lebens beschieden. So sind seine „Lazarethfahrten" der allgemeinen Beachtung wert. Den Mitstreitern von 1870—71 werden sie eine theure Erinnerung sein. Jene aber, die berufen sind, die Wunden zu heilen, die der Krieg schlägt, werden viele nützliche Winke in diesem schlichten Tagebuch finden. Wenn auch vieles besser geworden ist in den letzten zwanzig Jahren, wenn auch die Chirurgie durch Einführung der Antiseptik ungeahnte Fortschritte gemacht hat, so kann des Guten nicht zu viel geschehen in der Fürsorge für die im Kriege Verwundeten und von Seuchen Niedergeworfenen. Wereschagins Gemälde waren „tendentiös"; aber man kann sich eine Tendenz gefallen lassen, die auf Milderung der Kriegsgreuel hinarbeitet. „Die theure Zeit," die der Goethe'sche Götz seinem Knaben Georg ankündigt, wird mit jedem neuen Kriege aufs Neue heraufbeschworen.

Die Wenigsten kennen Adolf Freiherrn von Berlichingen, den an Kenntnissen, Erfahrungen und leider auch an Enttäuschungen reichen Mann, der jetzt still zurückgezogen in seinem Wiener Studio weilt. Ich verdanke es unserem Baumeister, dem besten Darsteller des Götz

auf einer deutschen Bühne, daß ich mich dem Freiherrn nähern und, angezogen durch sein Wissen, durch die Eigenart seines ganzen Wesens mit ihm verkehren konnte. Er vertraute mir sein Tagebuch an. Ich las es, von Blatt zu Blatt mit steigendem Interesse. Wenn je persönliche Eindrücke für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, so schien es mir mit den in den „Lazarethfahrten" mitgetheilten der Fall zu sein. Da gab es aber ein Hindernis: die Bescheidenheit des Mannes, der mitten in den großen Ereignissen gestanden . . . . Doch die Mahnung, die Goethe der Elisabeth in den Mund legt, blieb nicht ohne Wirkung.

Wie ich mit Adolf von Berlichingen zum erstenmale am 20. Januar 1893 zusammentraf und voller Spannung der Geschichte seines wechselvollen Lebens lauschte, wie der merkwürdige Mann lebt und was er treibt, will ich noch an dieser Stelle berichten.

* *
*

„Ist Herr v. Berlichingen zu Hause?" „Ja," sagte das Dienstmädchen, und „bitte einzutreten." Ich übergab ihr meine Visitkarte. Wenn ich dem berühmten Götz, etwa im Jahre 1510, so gekommen wäre, wenn ich auf Jaxthausen den Knopf der elektrischen Klingel gedrückt und mich durch das Stubenmädchen hätte anmelden lassen, der grimme Ritter hätte mich schön gejagt. Sein würdiger Nachkomme aber, Adolf Freiherr Götz von Berlichingen, der seit einigen Monaten in Wien weilt, erinnerte sich daran, daß wir jetzt 1893 des Heils zählen, erschien alsbald im Vorzimmer und bat mich, einzu-

treten. „Was verschafft mir das Vergnügen?" „Verzeihung," sagte ich, „gnädiger Herr und Ritter, wenn ich so unerwartet den Burgfrieden störe. Das Geschlecht Derer von Berlichingen ist seit alters als hilfreich bekannt. Ich komme mit einer Bitte. Ich habe den Titel zu einem Aufsatz: „Bei Götz von Berlichingen," möchten Sie ihm nicht den Inhalt geben?"

„Mit Vergnügen," sagte der Herr Baron. Ich blickte die ehrfurchtgebietende Gestalt an. Ein Mann, Anfangs der Fünfziger, aber jugendlicher in Aussehen und Bewegung. Für den Hünen sind die Wiener Thürrahmen zu niedrig. Er muß sich bücken, um durchzukommen. Und sitzt er seinem Gaste gegenüber, so neigt er den Oberkörper, um seinen Kopf beiläufig in die Höhe des Kopfes seines Besuchers zu bringen. Das Gesicht, in dem nebst den unablässig auf den Angesprochenen gerichteten Augen die kräftig geschnittene Nase auffällt, hat die Bleiche und die Furchen des Denkers und Asketen. Ein kräftiger Schnurrbart, ein langer dunkelbrauner Vollbart, verleiht dem Antlitz, das bei der ersten Begegnung fesselt, etwas vom Kriegsmanne und Einsiedler zugleich. Und der Baron hat in der Odyssee seines Lebens viel gekämpft, er hat dann der Welt entsagt, um der Kirche allein zu dienen.

Doch hören wir seine Geschichte. Freiherr Adolf Götz von Berlichingen erblickte am 30. Mai 1840 als Sohn des Freiherrn Reinhard Friedrich, der königlich württembergischer Kammerherr war, und der bürgerlichen Albertine Eschenburg in Stuttgart das Licht der Welt. Sein Vater war in jungen Jahren ein zu allen tollen

Streichen aufgelegter Kavalier gewesen, der sich fünfzig Pferde hielt und des Geldes nicht achtete. Albertine, das Bürgermädchen, besserte ihn. Sie entstammte einer durch die napoleonischen Wirren verarmten Patrizierfamilie Hamburgs, die sich bis in die Zeiten Karl des Großen nachweisen läßt; ihr Onkel war der Amerika-Reisende Uhde. 1848 mußte die Familie vor der Revolution nach Lausanne fliehen. Während einer Todeskrankheit that die Mutter das Gelübde, katholisch zu werden, wenn sie mit dem Neugeborenen errettet würde. Dies geschah. Freifrau Albertine wurde katholisch und ihre Tochter später Nonne vom heiligen Herzen Jesu am Rennweg in Wien. Die Berlichingen waren Reichsritter und allezeit Oesterreich treu gewesen. Schon der Knabe Adolf war erfüllt von der Idee, dem jugendlichen Kaiser von Oesterreich zu dienen: unter Radetzky das Schwert zu führen, war sein höchster Wunsch. Der Vater jedoch wollte seinen Adolf, weil damals fünfzehn Berlichingen lebten, die den wissenschaftlichen Studien ferngeblieben waren, durchaus zum Gelehrten erziehen. Der Knabe mußte ins Gymnasium und fleißig hinter den Büchern sein. Zwar das Geschlecht hatte fast nur Kriegshelden gehabt; aber zu Ende des vorigen Jahrhunderts schaltete Josef von Berlichingen auf Jaxthausen, ein gar gebildeter Herr. Obwohl Protestant, war er im steten Verkehr mit den Cisterciensern im Schönthaler Kloster, dort wo auch der große Götz, noch ein strammer Katholik, im Kreuzgang beigesetzt ist. Josef hat u. A. „Hermann und Dorothea" in klingende lateinische Hexameter übertragen. Ihm sollte es Adolf nachmachen. Daneben legte der ver-

ständige Vater darauf Gewicht, daß der Sohn schon zeitig erfahre, wie mühselig und darum achtenswerth der Hände Arbeit sei. War das Schulpensum zu Ende, so mußte Adolf in die Werkstatt. Drei Jahre war er bei einem Tischler, drei Jahre bei einem Buchbinder in Lehre und ward beider Handwerke kundig. Diesem Umstande und der bürgerlichen Abstammung seiner innigverehrten Mutter ist es zuzuschreiben, daß Adolf trotz seiner adelsstolzen Verwandtschaft mit dem Volke und namentlich mit den Arbeitern Fühlung suchte. Es sollte dies für sein späteres Schicksal bestimmend sein. Die Sommer seiner Kindheit verbrachte Adolf in Jaxthausen. Es war sein Liebstes, im historischen Rittersaale auf einem Schaukelpferde zu sitzen und in dem Gemach oberhalb des Burgverließes zu weilen, in dem Götzens eiserne Hand, sein Rüstzeug und sein Gebetbuch bis zur Stunde aufbewahrt werden. Und mit Gruseln blickte das Kind in das hundert Fuß tiefe Burgverließ hinab, an dessen Rand noch die Haspel stand, mit der die Gefangenen auf- und abwärts gebracht wurden. Den Grund des Verließes zu erhellen, warf man einen brennenden Strohwisch in die Tiefe.

Mit siebzehn Jahren trat Freiherr v. Berlichingen zum Katholizismus über, nachdem er schwere innere Stürme durchgemacht und auf Wunsch seines gewissenhaften Vaters mit drei protestantischen Geistlichen ernst disputirt hatte. Damit war der Bruch von den protestantischen Kameraden vollzogen. Es hielt den Jüngling nicht länger in der Heimat, und er zog nach Feldkirch zu den Jesuiten, um die oberen Gymnasialklassen noch einmal durchzu-

nehmen. Nach dem Abiturientenexamen war Berlichingen Kleriker und trat in den Jesuitenorden ein, dem er von 1862 bis 1884 angehörte. Die Umtriebe von Personen, die es sich vorgesetzt hatten, einem Berlichingen die Zugehörigkeit zu den Jesuiten zu verleiden, nöthigten ihn hierauf, Weltpriester zu werden, als welcher Adolf noch heute die schwarze Soutanella trägt und in der Salesianerkirche die heilige Messe liest. Goethe läßt Götzens Sohn im Kloster sein. Elisabeth sagt in der letzten Scene: „Darf ich Lersen nach Deinem Sohne ins Kloster schicken, daß Du ihm noch einmal siehst und segnest?“ Götz erwidert: „Laß ihn! er ist heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht.“ Das ist poetische Freiheit, denn Götzens Sohn, den der Dichter des wirksamen Gegensatzes wegen weichlich machte, wurde ein streitbarer Herr. Aber ein späterer Berlichingen ist wirklich Ordensbruder gewesen. Im Orden hatte Freiherr Adolf die Krankenpflege gelernt, nachdem er ein Jahr lang auf der Tübinger Hochschule Naturwissenschaften studirte. Im deutsch-französischen Krieg sehen wir ihn mit acht jüngeren Priestern im Metzer Lazareth, hierauf in Saint Marie aux Chênes. Das waren schlimme Tage. Sämmtliche Brunnen wurden durch die Leichen vergiftet, die massenhaft im Boden lagen. Drei von Adolf's Untergebenen erkrankten an tödtlicher Ruhr, das Uebel erfaßte auch den Oberstabsarzt Braus, den Berlichingen hingebungsvoll pflegte. Nachts lag er neben ihm auf dem Boden, um jeden Moment helfen zu können. Der Freiherr wurde selbst schwer krank. Zur Rekonvaleszenz nach Deutschland geschickt, kam er gerade wieder auf den Kriegsschauplatz

zurück, als sein heldenhafter jüngerer Bruder fiel. Josef Berlichingen stand damals im 21. Lebensjahre. Drei Jahre lang hatte er für Pius IX. und für den Kirchenstaat gegen die Piemontesen gekämpft. Nach Hause gekommen, stellte er sich sofort zu den freiwilligen Jägern der württembergischen Armee. Sein Bataillon war eben erst vor Paris angelangt. Da geschah der Sturm auf Champigny. Allen voran erstieg Josef die Barrikade; die Todeskugel traf ihn und um ihn fiel die Blüthe des württembergischen Adels, rechts und links seine Freunde: Graf Axel und Erich Taube. Der Tag von Champigny hat den Müttern Stuttgarts viel Weh bereitet. In Stuttgart begrub Freiherr Adolf den Bruder, der als Soldat gestorben, tröstete seine Mutter und eilte wieder ins Feindesland, um vor Orleans die Pockenkranken zu warten. Der Friede kam und die Samariter erhielten den Abschied. Der Orden sandte Adolf nach Maria Laach, damit er sich in den theologischen Fächern vervollkommne. 1872 wurde das Jesuitengesetz erlassen. Der Orden floh aus Deutschland. Bruder Adolf wurde nach England gesandt, wo er, zum Priester geweiht, zwei Jahre in Nord-Wales thätig war, hierauf nach Holland, wo er drei Jahre verbrachte. Die Arbeiter-Seelsorge ward des Priesters Lieblingsbeschäftigung, und als man ihn wieder nach Vorarlberg berief, gründete und leitete er in Feldkirch vier Arbeitervereine. Doch trugen ihm die Oberen auch literarische Arbeiten für die Missionsblätter auf. Berlichingen wurde Schriftsteller und verfaßte mehrere Dramen, welche von den Schülern der Jesuitengymnasien aufgeführt wurden.

Im Jahre 1883 schloß Berlichingen's Mutter ihre Augen. Ihr Mann, der sich noch auf dem Todtenbette zum Katholizismus bekehrt hatte, war ihr im Jahre 1865 vorangegangen. Das war ein schwerer Schlag für Freiherrn Adolf. Mit Betrübnis standen auch Alle, die sie gekannt hatten, an der Bahre der ausgezeichneten Frau. Königin Olga von Württemberg, eine Tochter des Czaren Nikolaus, hatte sie zur Freundin erkoren und sowohl dem Freiherrn als seiner Schwester Mathilde nach der Mutter Ableben Beweise ihrer Huld angedeihen lassen. Noch auf dem Sterbebette sandte Königin Olga an Berlichingen ein Telegramm ab, in dem sie von ihm förmlich Abschied nahm. Obgleich Jesuit erhielt Berlichingen vom Könige Erlaubnis, in Stuttgart sich zeitweilig niederzulassen, wo er mit Gutheißung des Bischofs im Gesellenhause wohnte und in der dortigen Privatkapelle als Geistlicher funktionirte. Es geschah dies auf Wunsch der katholischen Geistlichkeit und mit Rücksicht an seine angegriffene Gesundheit.

Dieselben Verhältnisse, welche Freiherrn Adolf genöthigt hatten, aus dem Orden zu scheiden, machten es ihm zum Gebote, die Heimat auf immer zu verlassen. Das Herz zog ihn nach Oesterreich. Als Weltpriester treffen wir ihn in den Jahren 1884 bis 1887 zu Bozen, wo er, seiner doppelten Befähigung nach, Kinder bildet, Kranke pflegt. Erzherzog Heinrich fand damals Gefallen an dem stillen Wirken des Weltpriesters; er sowohl, wie Gräfin Waideck zogen Berlichingen öfters zur Tafel. 1887 übersiedelte der Freiherr nach Salzburg, wo ihm die Leitung eines Frauenklosters anvertraut wurde. Seine

Neigung zur Heilkunde ließ ihn namentlich das Gebiet der kombinirten Arzneien verfolgen. Aus 50 verschiedenen Kräutern destillirte der Freiherr eine Art von Elixir, das er — entfernt von aller Kurpfuscherei — nur an Die vertheilte, welche ihn freundschaftlich darum baten. Nie hat er an den geschäftsmäßigen Vertrieb der Arznei gedacht, die im Influenzawinter 1889 Segen gestiftet und ihren wohlthuenden Einfluß auf die Marschfähigkeit der Soldaten gezeigt haben soll. In seiner Wiener Studirstube, die das strahlende Kreuz und der Weihbrunnkessel zieren, stellt Berlichingen auch sein merkwürdiges Mittel dar, das schon einige Staatsmänner und hohe Militärs schätzen gelernt haben. Und vom Kasten holt der Freiherr eine Flasche herab, angefüllt mit dem bräunlichen, spirituösen Fluidum, er stellt sie vor den Besucher hin und man liest die geschriebene Etikette:

Freiherr v. Berlichingen'sche Manöver-Essenz.
Stärkungsmittel in allen körperlichen und geistigen Anstrengungen. Schutzmittel gegen Erkältung, Verdauungsstörung und alle ansteckenden Krankheiten. Täglich zwei- bis dreimal ein Theelöffel voll in Wasser zu nehmen.

Das Fläschchen mit dem „besonderen Saft" stimmt zum Nachdenken. Ist aus dem Sprossen des trotzigen Götz ein wissender Bruder Lorenzo worden, ein Mann, der in den Worten Bedeutung findet: „Es liegt ein großer Schatz von Segensgaben im Kraut versteckt . .?" Im September des vorigen Jahres übersiedelte Freiherr Adolf von Berlichingen nach Wien, um in der Nähe der

Schwester zu sein, die ihm allein von seiner Familie geblieben und in der Nähe des — Burgtheaters, an welches ihn Baumeister's Götz mit aller Macht fesselt. Am 15. September des Jahres 1892 sah der schon dreiundfünfzigjährige Freiherr zum erstenmale eine Aufführung des Götz, und zwar im Wiener Burgtheater. Seit damals ist er in jede Götzvorstellung gegangen. Und über den Eindruck des Dramas, wie es hier dargestellt wird, sagt er wörtlich: „Während es mir beim Lesen des Stückes ein Räthsel gewesen, wie das Drama — im Gegensatz zu der ruhigen planmäßigen Entwicklung bei Schiller — mit seinen episodenartig abgerissenen Scenen eine so starke Wirkung ausüben kann, habe ich bei der Aufführung eine mächtige innere Bewegung gefühlt und war entzückt von der Art und Weise, wie das Schauspiel gegeben wird, namentlich aber von der lebenswahren Darstellung Baumeister's. Dieser hat Götzens Lebensgeschichte wirklich studirt und vereinigt in sich alle Charaktereigenschaften des Ritters, um ein solches Porträt zu liefern. So oft ich Baumeister in der Rolle sehe, muß ich mir denken, so und nicht anders ist der Götz gewesen, halb Edelmann, halb Raubritter, aber ganz und gar der christliche Gatte und Bruder, der treueste Freund und begeistertste Anhänger des Kaisers, dessen schwere Stellung er besser erkennt als irgend ein Anderer. Bei der ersten „Götz"-Vorstellung war ich entzückt und begeistert, bei den späteren habe ich über Götz, Georg und Marie weinen müssen . . ." Baumeister und Adolf Freiherr v. Berlichingen sind in kurzer Zeit warme Freunde geworden; die Gewalt der Kunst hat ihre Hände in einander ge-

legt. Und der treffliche Schauspieler gibt den Götz doppelt gerne, seit er in der ersten Parketreihe das theilnahmsvolle Antlitz des wirklichen Berlichingen erblickt. Vor zwei Jahren that Baumeister eine Reise nach dem Württembergischen, um Jaxthausen kennen zu lernen und die Hand zu schauen, „mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligste Blut geflossen ist.“ Doch da begab es sich, daß man dem besten Darsteller das verwehrte, was jedem rundreisenden Touristen gestattet ist . . . Geistliche Uebungen, Heilkunde und Burgtheater, sie füllen jetzt das Sinnen des Freiherrn Adolf v. Berlichingen aus, der ein Wiener geworden. Aber in seinem Pulte ruhen einige große Dramen. Seinen Ahnen war es vergönnt, eines zu erleben, der späte Enkel taucht die Feder ins Tintenfaß und vollendet seine „Befreier Wien's 1683“.*) Die Vorfahren zeichneten mit dem Schwerte ihre Initialen in Wange und Brust der Feinde. Der Nachkomme wird zum Bühnendichter. Wunderlich ist der Lauf der Welt . . .

Wien, im Mai 1894.

Dr. M. Kronfeld.

*) Verlag von Carl Konegen in Wien.

Erste Lazareth-Fahrt.

Erste Lazareth-Fahrt.

Erstes Capitel.

Abreise.

„Die Sonne lacht,
Die Schwalb' erwacht,
Die Glock schlägt fünf,
Der Wandrer macht sich
auf die Strümpf."

Dies alte Sprüchlein aus meiner Kinderfibel kam mir in den Sinn, als wir sieben Krankenbrüder in früher Morgenstunde des 7. August 1870 den Frühstückstisch umstanden und die letzte friedliche Tasse Kaffee schlürften. Frischen und frohen Muthes nahmen wir dann Abschied von unseren Mitbrüdern, die uns gern begleitet hätten; gings ja jetzt fort auf den Kriegsschauplatz und in die Lazarethe unserer verwundeten deutschen Brüder, die unserer Hilfe so sehr bedurften. Wohlgerüstet und schwerbepackt zur bevorstehenden Lazareth-Fahrt durchzogen wir die noch öden und stillen Straßen nach dem Bahnhof,

wo wir kraft unserer Freikarten einen Wagen zweiter Classe bestiegen, — ein Glück, das uns hier zum letzten Mal zu Theil wurde; denn in Frankreich, wo die gefangenen Franzosen die Reise nach Deutschland antraten, waren alle Personenwagen besetzt, und wir Anderen wurden als freie selbständige Deutsche im Viehwagen befördert. Fort gings also unter tausendstimmigem Hurrah nach Cöln und dann nach Düren, wo alles wegen der ersten deutschen Siege beflaggt war. Ueberall empfiengen uns rauschende Musik und die Klänge der „Wacht am Rhein". In einem Dorf hinter D . . . war sogar die Einwohnerschaft in Sonntagskleidern am Bahnhof versammelt. Als wir den Schaffner fragten, was das zu bedeuten habe, sagte er uns:

„Die Bauern erwarten hier sieben gefangene Turkos und denken nicht daran, daß die ihrer Lebtag nicht hier vorbeifahren."

Als nun aber gar statt der erwarteten Turkos sieben schwarze Krankenbrüder in langem Talar ausstiegen, da rief ein Schelm:

„Siehst de, des sin det Turkos!" — und wir wurden von einem hundertfachen Gelächter begrüßt. Mit Mühe schlugen wir uns durch die Menge bis zum Wartesaal und versteckten uns in einem Winkel und ich dachte: „Na, dazu bin ich auch nicht ausgezogen, um mich hier von diesen Kaffern auslachen zu lassen." Aber es sollte noch besser kommen. Nach langem Warten kam endlich unser Zug, wir stiegen ein und fuhren weiter in die Eifel. Auf einmal hieß es: „Aussteigen! Hier geht die Bahn nicht weiter."

So war es. Wir stiegen also aus und befanden uns wieder inmitten einer neugierigen Menge von Bauern und Kleinstädtern. Zu unserem Glück war gleich der Etappen-Commandant, ein preußischer Landwehr-Officier, bei der Hand, und erbot sich, uns einen Wagen nach Trier zu besorgen. „Aber," sagte er, „Sie werden sich mit einem Leiterwagen und zwei Ochsen begnügen müssen; denn gestern sind achtzig barmherzige Schwestern und dreißig barmherzige Brüder hier durchgereist, die haben alle Wagen und Pferde mitgenommen." Da schauten wir einander verdutzt an. Was sollten wir thun? Sieben barmherzige Brüder von zwei Ochsen durch alle Städte und Dörfer wie im Triumph gezogen — ne! das ging doch nicht. Überdies hätten wir bis Trier wohl acht Tage gebraucht; denn die Ochsen gehen bekanntlich in Preußen, wie anderswo, nicht im Trab. Wir entschlossen uns also, unseren Weg zu Fuß fortzusetzen und unser Gepäck tragen zu lassen. In einem der nächsten Dörfer hofften wir einen Wagen und Pferde aufzutreiben. Sechs junge Bauernbursche waren schnell beisammen und rissen sich um unser Gepäck, ein paar L..... Patres, die auch nach Trier wollten, schlossen sich uns an, und nachdem wir dem Etappen-Commandanten in Betreff des Ochsengespannes gedankt, machten wir uns rüstig auf den Weg nach Frankreich.

Zweites Capitel.

Ein Landrath im Siegesrausch und ein königlicher Kaffee.

Kaum waren wir einige hundert Schritte weit gegangen, als hinter uns ein grelles Pfeifen ertönte. Wir blickten alle zurück und sahen einen preußischen Soldaten in vollem Lauf aherkommen. Athemlos meldete er, der Herr Landrath lasse uns befehlen, augenblicklich zurückzukehren.

„Der Herr Landrath? Wer ist denn das? Was will denn der von uns?“ fragten wir.

„Ja, der Herr Landrath des Kreises N...., Herr N. N..... will mit den Herren Brüdern sprechen,“ wiederholte die Staffette. Da war nichts zu machen; wir schüttelten bedenklich die Köpfe und kehrten gehorsam zurück, wie es treuen deutschen Unterthanen geziemt.

Als wir auf den Bahnhof kamen, fanden wir mehrere hundert Menschen vor dem Wartesaal versammelt und in der Mitte stand der Herr Etappen-Commandant mit einem Herrn in Civil. Dieser war eine riesige Gestalt, mit dickem Kopf, schwarzem Haar und Schnurrbart. Ein kleines Filzhütchen saß ihm etwas windschief auf einem Ohr und die linke Hand war auf ein Rohrstöckchen gestützt, während die Rechte gebieterisch gegen den Etappen-Commandanten ausgestreckt war. Als wir herzutraten, konnten wir eben hören, wie der Herr Landrath, denn er war es, dem Landwehr-Officier sagte:

„Herr Etappen-Commandant, ich kann mich auf Ihre Aussage nicht verlassen; ich muß die vorgeblichen barmherzigen Brüder selbst sehen und sprechen."

„Herr Landrath, hier sind wir!" sagte ich, als wir in den geöffneten Kreis traten.

Schnell wandte er sich gegen uns und indem er uns vom Kopf bis zu Fuß musterte, rief er:

„Ja, Ihr Herren barmherzigen Brüder, ich muß selbst ein Verhör mit Ihnen vornehmen; denn ich habe hier über die Sicherheit des deutschen Reiches und der deutschen Armee zu wachen. Folgen Sie mir."

Mit diesen Worten schritt er in den Wartesaal und wir folgten ihm, während der Etappen-Commandant achselzuckend wegging. Das Volk aber drängte sich haufenweise in den Saal und umgab die interessante Scene von allen Seiten.

Einen Augenblick stierte uns der Landrath mit durchbohrenden Augen an und dann rief er uns mit Donnerstimme zu:

„Meine Herren, Sie sind Spione!"

„Spione? Aber, Herr Landrath, entschuldigen Sie, daß . . ."

„Nichts da! Ich entschuldige nichts! Sie sind französische Spione!"

„Aber, Herr Landrath, ich bitte . . ."

„Sie haben nichts zu bitten; Sie sind bezahlte Spione. Heraus mit Ihrem Paß! Wer sind Sie?"

Der also Angeredete von uns zog seine Legimations-Karte als Krankenpfleger der Malteserritter heraus und sagte: „Ich bin X. Y. aus Köln."

„Und Sie?"

„Ich bin aus Düsseldorf und heiße N. N."

„Und Sie?"

So ging er alle durch. Endlich rief er: „Meine Herren, das ist alles falsch; Sie sind bezahlte Spione der Franzosen. Aber ich werde Sie schon einsperren lassen."

Da ging einer von uns auf ihn zu, reichte ihm ein Legitimationsschreiben des obersten Malteserdelegirten, des Fürsten L. dar, und sprach:

„Herr Landrath, belieben Sie hier dies zu lesen; hier stehen unsere Namen, unsere Anstellung, unser Bestimmungsort, und hier die Unterschrift des Fürsten L. und das Siegel."

„Pah!" rief der Herr Landrath verächtlich; „diese Malteserritter! Man kennt diese Ultramontanen. Es bleibt dabei: Sie sind verkappte Spione."

Gleichwohl nahm er das Papier und glotzte hinein, schielte aber öfters darüber weg auf uns hin. Und als einer der Redemptoristen ihn ein wenig von der Seite ansah, fuhr er ihn an:

„Sie da! schauen Sie nicht so jesuitisch hinter Ihrer Brille hervor."

Nachdem er das Papier lange genug gemustert hatte, gab er es zurück und schrie:

„Heraus mit der Sprache! Bekennen Sie Farbe! Wer sind Sie? Was wollen Sie?"

„Wir sind freiwillige Krankenpfleger der Malteser und wollen in die Lazarethe nach Saarbrücken."

„Heraus mit der Sprache! Bekennen Sie Farbe! Sind Sie Deutsche?"

„Ja, Herr Landrath, wir sind alle Deutsche."

„Sie sind also keine französischen Spione?"

„Nein, Herr Landrath."

„Und Sie wollen also in die deutschen Lazarethe gehen?"

„Ja Herr Landrath in die deutschen Lazarethe."

„Um die Verwundeten der deutschen Armee zu verpflegen?"

„Ja, um die deutschen Verwundeten der deutschen Armee zu verpflegen."

„Nun, meine Herren, dann setzen Sie sich dort hin; ich werde es mir überlegen, was ich mit Ihnen anfange."

Damit deutete er auf eine Bank in der Ecke des Wartesaales. Gehorsam zogen wir uns dahin zurück und setzten uns.

Der Herr Landrath schritt in majestätischer Haltung vor uns auf und ab, während das Volk in athemloser Spannung den Dingen entgegensah, die da kommen sollten. Denn offenbar war die Geschichte noch lange nicht aus. Jetzt schritt der Landrath zur offenen Thüre hinaus und vor derselben auf und ab.

Unterdessen schlüpfte der Etappen-Commandant durch eine Hinterthüre herein, auf uns zu und flüsterte uns in die Ohren:

„Meine Herren, verzeihen Sie doch diesen Scandal; aber ich kann's nicht ändern. Sehen Sie, der Herr Landrath hat zu Ehren der letzten Siegesnachrichten einen Schmaus gegeben und etwas stark gefrühstückt; daher ist er in etwas gehobener Stimmung und . ."

Da erschien der Landrath wieder unter der Thüre, und der Etappen-Commandant verschwand durch das

Hinterpförtchen. Der Landrath marschirte wieder auf und ab; plötzlich stand er still, wandte sich gegen die Menge und sprach mit Pathos:

„Meine Herren! Wenige Tage sind verflossen, seit unsere tapferen Krieger den Boden Frankreichs betreten haben und schon haben sie glänzende Siege bei Spichern, bei Forbach, bei Weißenburg und Wörth erfochten. Der preußische Adler hat den Erbfeind des deutschen Volkes niedergeworfen und glorreich steht die deutsche Nation auf dem blutgetränkten Boden Frankreichs. Unser glorreicher Heldenkönig Wilhelm selbst hat auf seine kämpfenden und siegenden Krieger herabgeblickt. Seinem Muthe und seiner Seelengröße verdankt Deutschland, verdankt Preußen diesen Triumph. Darum sage ich, wer nicht mit mir ruft — König Wilhelm lebe hoch! — der ist ein Hundsfott! Unser glorreicher und siegreicher König Wilhelm lebe hoch! Nochmals: hoch! — Zum dritten Mal: Hoch!"

Natürlich standen wir alle auf, schwenkten unsere großen schwarzen Schlapphüte und schrieen aus Leibeskräften: „hoch! hoch! hoch!" — Denn Hundsfötter wollten wir doch nicht sein.

Darauf verbeugte sich der Herr Landrath gegen uns in der Ecke und sprach: „Meine Herren, ich danke Ihnen!" Und von der gehaltenen Rede offenbar sehr erschöpft, schritt er wieder zur Thüre hinaus. Kaum war er fort, so erschien der Etappen-Commandant durch die Hinterthüre und sagte:

„Meine Herren, nur noch ein wenig Geduld; ich habe um eine Locomotive und einen Wagen telegraphirt; so-

bald die ankommen, werde ich Sie eine gute Strecke auf der neuen Bahn weiterführen lassen, bis zu einem Dorfe; da können Sie dann leicht einen Wagen mit Pferden bekommen."

Sobald er uns diese tröstliche Nachricht gegeben hatte, erschien der Herr Landrath abermals auf der Schwelle und nöthigte ihn zu einem schleunigen Rückzug. In der Mitte des Saales stehend begann der Landrath mit großer Begeisterung:

„Meine Herren! An der Seite seines königlichen Vaters hat unser vielgeliebter Kronprinz Friedrich tapfer gefochten. Auf dem blutigen Felde der Ehre hat er unvergängliche Lorbeeren des Ruhmes gepflückt und um seine jugendliche Heldenstirne geflochten. Es ist ein erhebendes Gefühl, daß wir uns sagen können, daß in unserem edlen Königshause die Helden und Sieger nie aussterben. Dem kühnen Muthe unseres edlen Kronprinzen Friedrich verdanken wir vorzüglich die letzten Siege. Darum behaupte ich, wer nicht mit mir ruft: Kronprinz Friedrich lebe hoch! — der ist ein Hundsfott! Unser glorreicher sieggekrönter Kronprinz Friedrich lebe hoch! Nochmals: hoch! Zum dritten Male: hoch!"

Abermals sprangen wir von unserer Armensünder-Bank in die Höhe, schwenkten unsere Hüte und Regenschirme und schrien, was das Zeug halten wollte. Und abermals verbeugte sich der Herr Landrath huldvoll gegen uns und sprach in sanfteren Tönen: „Meine Herren, ich danke Ihnen."

Aber das war ihm noch nicht genug, sondern seine Achtung vor unserer vielgeprüften loyalen Gesinnung ver-

wandelte sich jetzt in zärtliches Wohlwollen und in väterliche Fürsorge für unser Wohl; denn er fuhr mit edlem Anstande fort:

„Meine Herren, da Sie in so deutlicher Weise Ihre loyale Gesinnung gegen unser Königshaus kund gegeben haben und nun nach Frankreich gehen, um die deutschen Verwundeten zu pflegen, so sollen Sie jetzt auch von mir auf Kosten seiner Majestät des Königs bewirthet werden."

Nachdem er uns diesen seinen königlichen Entschluß mitgetheilt hatte, rief er mit lauter Stimme: „Johann! Johann!" Durch alle Thüren rief er: „Johann! Johann!" Durch die Gänge des Bahnhofes schallte es: „Johann! Johann!" Endlich erschien der Gerufene in Gestalt eines Kellners mit der weißen Serviette unter dem Arm, ebenso laut rufend: „Was befehlen der gnädige Herr Landrath?"

„Bringen Sie diesen neun Herren, welche in die Lazarethe der deutschen Armee reisen, auf Kosten Sr. Majestät eine Tasse Kaffee und ein Butterbrot."

„Wird sogleich geschehen, wie der Herr Landrath befehlen."

Wir und das Volk konnten das Lachen kaum halten; aber jetzt galt es, ernst bleiben, um die gute Laune des allgewaltigen Herrschers des Kreises Sch. nicht zu verderben. Der Kellner kam zurück und stellte mit viel Geklirr und Geklapper neun Untertassen, neun Tassen, neun Teller, neun Löffel, neun Messer, endlich den Kaffee und neun Butterbrötchen vor uns auf. Kaum hatten wir in Gegenwart des Herrn Landraths unseren Prüfungs-Kaffee getrunken, als ein lautes Pfeifen die Ankunft

unserer Rettungs-Locomotive verkündete. Der Landrath stürzte hinaus, um zu sehen, ob keine Spione angekommen seien, wir aber dankten dem armen Etappen-Commandanten für seine Güte und wurden von ihm unter vielen Entschuldigungen zum Wagen geführt. Bevor wir aber einstiegen, ging einer von uns zum Landrath und sagte:

„Herr Landrath, wir danken für die Bewirthung, müssen uns aber über Ihren Verdacht gegen uns und die Malteserritter wundern. Ich habe zwei Brüder als Officiere in der preußischen Armee, und wenn Sie wünschen, so kann ich an die schreiben, und diese werden Sie dann von unserer aufrichtigen deutschen Gesinnung überzeugen."

Mit dem verbindlichsten Lächeln reichte der Landrath dem Krankenbruder die Hand und sagte: „Durchaus nicht nöthig; bin vollständig davon überzeugt. Leben Sie wohl und reisen Sie glücklich."

Das thaten wir.

Drittes Capitel.

Endlich weiter im Text mit einem Kutscher im Siegesrausch.

Mit einbrechender Nacht kamen wir in einem Dorfe an, wo zwei Regimenter auf dem Durchmarsch in Quartier lagen. Der Ortsvorsteher führte uns in den einzigen Gasthof, um uns dort einen Wagen zu bestellen. Als wir in den Saal geführt wurden, wo die Officiere der

Regimenter zu Abend speisten, erhoben sich diese von ihren Sitzen und kamen uns, der Oberst an der Spitze, entgegen. Sie drückten uns freundschaftlich die Hand, freuten sich, daß wir ihre verwundeten Kameraden pflegen würden, und wollten absolut, daß wir mit ihnen uns zu Tisch setzten. Wahrlich, dieses herzliche und offene Entgegenkommen that uns wohl und wir waren mit unserem Schicksal ganz versöhnt.

Ueberhaupt haben wir die deutschen Officiere und Soldaten, mit denen wir im Kriege zusammentrafen, alle sehr lieb gewonnen und schätzen gelernt. Die Beamten dagegen waren mit wenigen Ausnahmen —, ja was waren sie? — Sie waren halt Beamte.

Nach einer fröhlich verplauderten Stunde nahmen wir von unseren freundlichen Wirthen Abschied und bestiegen den Leiterwagen, der für uns bereit stand. Der Ortsvorsteher sagte, er gebe uns die einzigen Pferde und den einzigen Kutscher, die noch übrig seien. Ich setzte mich neben diesen ganz einzigen Kutscher und fand bald, daß er ein Leidensgenosse des Herrn Landraths war; das heißt, er war zu Ehren der deutschen Siege ganz und gar betrunken. Bei der nächsten Wendung der Straße fuhr er um ein Haar in eine offene Scheune hinein, weil er das offene Thor für ein Stadtthor hielt. Da nahm ich ihm die Zügel und Peitsche aus der Hand und leitete unser Zweigespann auf sicheren Wegen. Als aber der Bursche nach einiger Zeit mir die Zügel wieder entreißen wollte, gab ich ihm in der Dunkelheit statt derselben den Schweif des einen Pferdes in die Hand, und daran zog er die ganze Nacht in tiefem Schlafe liegend, während ich Herr

des Wagens blieb. Ohne weiteren Unfall gelangten wir am anderen Morgen nach Trier und von da mit der Eisenbahn nach Saarbrücken.

Als wir ausstiegen, fanden wir den ganzen Bahnhof voll Verwundeter und Sterbender, und ebenso lagen die ganze Stadt und alle größeren Gebäude voll von solchen, welche von den Schlachtfeldern bei Spichern und Forbach zurückgebracht worden waren. Wir drängten uns durch die Menge der Soldaten, Officiere, Aerzte, Johanniter- und Malteser-Ritter, die da standen, und gelangten zu einem großen Eisenbahn-Schoppen, der in ein Lazareth umgewandelt war. Hier fanden wir einige unserer Mitbrüder, die über Koblenz und Kreuznach gefahren waren, in voller Thätigkeit. Als dieselben unserer ansichtig wurden, riefen sie: „Gott sei Dank, daß Sie kommen! Nur herein, hier gibt es genug zu thun; helfen Sie nur gleich verbinden." Wir wollten eben unser Verbandzeug auspacken, als zwei Aerzte daherkamen. Kaum hatten die uns erblickt, so riefen sie: „Sind das frische Pflegebrüder?"— „Jawohl." „O dann bitte ich Sie, treten Sie mir doch zwei Brüder für mein Lazareth in der Stadt ab; dort ist große Noth." — „Und mir auch zwei!" bat der andere. „Mit Vergnügen" — riefen wir und wollten mit ihnen gehen. Da trat ein Oberdelegirter der Johanniter dazwischen und sprach: „Meine Herren, da muß ich Einsprache erheben. Diese Brüder stehen unter meiner Leitung und ich kann nicht dulden, daß alle Kräfte an einem Punkt verwendet werden. Diese sieben Brüder müssen sogleich nach Saarlouis abgehen, wo sehr viele Verwundete und gar keine Pflegebrüder sind. In einer halben Stunde

geht ein Zug dahin ab, diesen werden sie benützen." Die beiden Aerzte entfernten sich, ohne ein Wort zusagen und wir machten uns mit der neuen Marschordre auf den Weg.

Viertes Capitel.

Von Pontius zu Pilatus im Mondschein.

In Saarlouis angekommen verfügten wir uns in die Festung, um uns dort zu melden. Da begegnet uns ein höherer Officier, hält uns an und fragt: „Wo wollen Sie hin?" „Zum Stabsarzt der hiesigen Lazarethe." „Der bin ich, was wollen Sie von mir?" „Wir sind von dem Johanniter-Delegirten Herrn Baron . . . geschickt, um hier die Verwundeten zu pflegen." „Meine Herren, da bedauere ich, daß Sie den Weg umsonst gemacht haben; aber hier ist nicht ein einziger Verwundeter." „Aber vielleicht werden welche herkommen," sagten wir; denn wir trauten der Aussage nicht ganz. „Auch dies ist nicht der Fall; denn hier ist eine Festung, und da bringt man keine Verwundeten hin." Verblüfft sahen wir einander an. Was war zu thun? Da fing der Arzt wieder an: „Wenn die Herren mir nicht glauben wollen, so können Sie sich selbst überzeugen." Aber der katholische Stadtpfarrer, der dabei stand, bestätigte die Aussage des Arztes und gab uns den Rath, nach Saarbrücken zurückzukehren. „Uebrigens, setzte der Doctor hinzu, „wenn Sie es versuchen wollen, können Sie in L . . ., das drei Stunden von hier ent-

fernt liegt, anfragen; dort sollen, wie ich höre, in dem Bergmanns-Spital an die hundert Schwerverwundete liegen." Wir dankten ihm für den Rath und nahmen den Weg unter die Beine. Aber es ging langsam genug; denn wir waren von der nächtlichen Fahrt auf dem Leiterwagen wie gerädert, hatten nichts zu Mittag gegessen und hatten auch nichts mitgenommen.

Gegen acht Uhr Abends kamen wir in L. an. Richtig, im Spital (der Bergleute) lagen achtzig Verwundete. Der Doctor nahm unsere Dienste gerne an; denn er hatte nur zwei barmherzige Schwestern und diese genügten nicht für so viele. „Aber," sagte der Doctor, „ich habe zwei Spitäler. Eines davon liegt drei Stunden von hier entfernt in den Bergen. Dort befinden sich auch noch vierzig Verwundete ohne Arzt und ohne alle Pflege. Ich wünsche, daß drei von Ihnen dahin gehen, und zwar womöglich heute Abend noch; ich werde Ihnen dann morgen meinen Assistenzarzt hinüberschicken, um das Weitere anzuordnen."

Wir waren zwar alle sehr erschöpft, aber vierzig Verwundete ohne alle Pflege, — der Gedanke gab uns neue Kraft. So machten sich denn die drei stärksten von uns noch einmal auf den Weg, und zwar ohne einen Bissen gegessen zu haben. Angeboten wurde uns nichts und zu fordern wagten wir nicht. Eine große Unvorsichtigkeit aber war es gewesen, daß wir ohne allen Mundvorrath reisten. Geld hatten wir genug, aber in der ganzen Gegend, wo die Deutschen durchgezogen waren, war nichts zu haben: alles, auch der letzte Laib Brot war von den Soldaten requirirt worden; und was

die Bauern für den eigenen Bedarf zurückbehielten, das versteckten sie und gaben es auch für Geld nicht her.

Es war beinahe neun Uhr, als wir von einem Landmann geführt, den Weg nach den Bergen einschlugen. Es war eine stockfinstere Nacht. Als wir auf die Höhe des ersten Berges kamen, bot sich unseren Augen ein herrliches Schauspiel dar. Vor uns im Thal und bis zu den gegenüberliegenden Hügeln erstreckte sich das Lager eines preußischen Armee-Corps. Unzählige Wachtfeuer brannten, die Waffen blitzten aus der Ferne herüber, und ein verworrener Lärm von vielen tausend Stimmen vermischt mit Rossewiehern und Trompeten-Signalen tönte zu uns herauf. Lange blickten wir auf dies nie gesehene Schauspiel, und es beschlich mich eine ganz ungewohnte Wehmuth, als ich dem Gesang der Soldaten lauschte, der vom Abendwind getragen bald stärker bald schwächer klang. „Morgenroth! Morgenroth! Leuchtest mir zum frühen Tod." Wer kennt nicht das Lied! Hundertmal hatt' ichs als Bursch auch gesungen; aber gefühlt hab' ich's nur ein einziges Mal; das war in jener Nacht.

Um Mitternacht langten wir in dem Dorfe an und unser Führer brachte uns in das Haus des Ortsvorstehers, welches zugleich das einzige Wirthshaus war. Nachdem wir dem Bürgermeister unsere Absicht und Sendung auseinandergesetzt hatten, rief er: „Nun, das ist mir sehr leid, daß ichs dem Herrn Doctor in L. nicht gleich hab' sagen lassen; aber gestern Abend sind acht barmherzige Schwestern und ein Stabsarzt hier angekommen und sind schon im Spital angestellt." Also wieder umsonst. Während wir sprachlos vor Enttäuschung mit langen Gesichtern

und hängenden Ohren dastanden, öffnet sich eine Thüre und herein tritt der neuangekommene Stabsarzt. Er dankte uns für unseren guten Willen, sagte aber, acht barmherzige Schwestern seien vollkommen genügend für vierzig Verwundete und wir seien jedenfalls in L. nothwendiger. „Aber," rief er, „heute dürfen Sie nicht mehr fort; Herr Bürgermeister, geben Sie den Herren etwas zu essen und ein Bett zum ruhen." „Herr Doctor", sagte der Ortsvorsteher, „ich hab keinen Bissen Brot mehr im Haus." „Nun dann ein Glas Bier." „Ist kein Tropfen mehr da." „Aber ein Schnaps." „Auch nicht." — „Was! Gar nichts?" „Nein, im ganzen Dorf ist nichts mehr zu haben: ich hab überall herumgeschickt." „Nun dann in Gottes Namen, dann müssen die Herren eben so zu Bett gehen." „Ja," meinte der Bürgermeister, „wenn ich nur noch ein Bett hätte: aber mein eigenes ist schon drüben im Spital, wo es an Betten fehlte, und ich hab nicht einen Strohhalm, um mich drauf zu legen."

Wir setzten uns nieder und überlegten einen Augenblick; dann schien es uns das Beste, gleich wieder aufzubrechen, solange unsere Glieder noch nicht steif geworden waren. Bevor wir aber weggingen, theilte uns der Stabsarzt das Losungswort mit; „denn," sagte er, „Sie müssen hart am Lager der Preußen vorbei und ich weiß nicht, wie Sie ohne die Parole hierher gelangen konnten." Nach einer Viertelstunde waren wir wieder auf dem Rückweg. Als wir auf der Höhe bei dem Lager ankamen, war der Mond aufgegangen und beleuchtete unsere Straße und das Thal. Die Wachtfeuer waren erloschen, statt des Lärms herrschte Todtenstille, und da drunten schliefen

30.000 Männer auf den harten Boden gebettet; aber ihre Herzen schlugen noch warm und sie träumten von Sieg und glücklicher Heimkehr. Jetzt aber schlafen viele von ihnen tief unter der Erde in des Feindes Land und kehren nimmer wieder.

Nahe bei L. begegneten wir einer Patrouille; als sie unsere Feldbinden erkannte, ließ sie uns passiren. Es schlug vier Uhr, da wir im Spital das Zimmer unserer Gefährten betraten. Da lagen sie am Boden auf vier zusammengelegten Matratzen in tiefen Schlaf versunken. Todtmüde legten wir drei uns in den Kleidern daneben und einen Augenblick später waren wir alle eingeschlafen.

Fünftes Capitel.

Das erste Lazareth.

Als unsere Mitbrüder am anderen Morgen beim Schall der Spitalglocke erwachten, waren sie sehr erstaunt, uns zu ihren Füßen liegen zu sehen; sie rieben sich die Augen; denn sie glaubten zu träumen und konnten nicht begreifen, wie wir drei, die sie weit in den Bergen glaubten, hierher zurückgekommen seien. Dann versuchten sie uns mit liebevollen Rippenstößen zu wecken. Das war aber rein unmöglich und wir schliefen vor Ermüdung bis tief in den Tag hinein. Als wir endlich wieder zum Bewußtsein kamen, konnten wir kaum auf unseren Beinen stehen und mußten uns erst drunten am Brunnen gegen-

seitig hellere Ideen von unserem Dasein anpumpen. Dann begaben wir uns in die Kranken-Säle, wo wir unsere Gefährten schon in voller Arbeit fanden. Jetzt wurde unter dem Vorsitz des Herrn Spital-Doctors ein kleines Concil gehalten und die Tages-Ordnung entworfen. Um 5 Uhr wurde aufgestanden. Dann wurden die Verwundeten alle frisch verbunden und erhielten ihr Frühstück. Gegen acht Uhr konnten auch wir uns stärken. Um neun Uhr machten die beiden Aerzte die Runde, und dabei wurde geschnitten, sondirt und wieder verbunden. Das dauerte so bis zwölf Uhr. Jetzt kam für mich die Zeit, wo meine langen Beine auch ihre Dienste thun mußten. Mir war nämlich das Ehrenamt zugetheilt worden, beim Frühstück, Mittag- und Abendessen die Portionen für die achtzig Verwundeten in drei Stockwerke zu schleppen. Das war nur so ein Nebenverdienst; aber ich muß gestehen, nachdem ich das vierzehn Tage durchgemacht hatte, bekam ich einen viel größeren Respect vor der ehrsamen Kellner-Zunft. Wenige wissen, was das für eine geplagte Menschengattung ist. Ich habe es damals ausgerechnet, wie oft ich täglich die drei Treppen erstieg, und zu meinem eigenen Trost und zum Trost der Kellner will ich's hier verewigen. Also zehn Portionen hatten jedesmal auf dem großen Brett Platz; somit mußte ich bei jeder Mahlzeit sechzehnmal Trepp auf und Trepp ab; das macht für drei Mahlzeiten achtundvierzigmal. Nun ich hoffe mein Schutzengel hat's gezählt. — Doch weiter im Text. Während der Nacht wachten immer drei von uns bei den Kranken; dabei gingen wir beständig von Zimmer zu Zimmer und erneuerten

alle zwei Stunden die Verbände. So kam es, daß wir regelmäßig sechsunddreißig Stunden lang auf den Beinen und in Thätigkeit waren, bis die Reihe des Schlafens wieder an uns kam. Aber frische Pferde, die halten was aus, und dann trieb uns der Gedanke, daß diese armen verstümmelten Soldaten viel schlimmer dran seien und lange Zeit schlecht versorgt worden waren. Nicht durch die Schuld der Aerzte, sondern wegen Mangel an Krankenwärtern. Wir fanden uns auch bald reich belohnt durch die Dankbarkeit unserer Patienten. O wie gern opfert man Ruhe, Kräfte und Alles, wenn so ein armer Mann einem mit Thränen in den Augen die Hand drückt und für jede kleine Erleichterung dankt! Wir mit unsern gesunden Gliedern wissen nicht, wie schwer es so einem armen Soldaten ums Herz ist, der in seinen besten Jahren zum Krüppel geschossen und noch dazu fern von Eltern und Geschwistern unter lauter fremden Menschen hilflos daliegt. Am meisten hat mich immer ein junger Mensch von 19 Jahren gedauert. Er war der einzige Sohn einer reichen, angesehenen Familie in Westfalen und war als Freiwilliger mit in den Krieg gezogen. Schon im ersten Gefechte zerschmetterte ihm eine Granate den linken Schenkel, so daß derselbe unter der Hüfte abgenommen werden mußte. Auf dem Gesichte dieses armen Menschen war ein furchtbarer Seelenschmerz ausgeprägt, weil er jetzt für sein ganzes Leben untauglich war. Oft versuchte ich es, ihn zu trösten, aber vergeblich; nie kam ein Wort oder eine Klage über seine Lippen, während der Schmerz seine letzte Lebenskraft zerstörte. Da fand der Doctor das rechte Mittel. Er ließ ihn in den Garten

tragen und gab ihm eine barmherzige Schwester zur Pflege. Der Anblick der Natur und die milden Worte der Schwester zerbrachen endlich den furchtbaren Bann, der auf seiner Seele lag, und er wurde ruhig und ergeben.

Die übrigen Verwundeten besserten sich zusehends, und während der drei Wochen, die wir hier zubrachten, starben nur wenige. Unter diesen auch ein Franzose, der hartnäckig jeden Beistand eines Priesters zurückwies. Mehrmals hatte es der Priester, der uns begleitete, versucht, ihn zum Beichten zu bewegen. Er wandte nur das Gesicht ab, knirschte mit den Zähnen und murmelte Verwünschungen. Einmal traf uns der Doctor, als wir am Bette dieses Sterbenden beteten. Da setzte es eine heftige Scene ab. Er verbot uns das Zimmer noch einmal zu betreten und vom Tode zu sprechen. Er werde sagen, wann es Zeit sei. Damit jagte er uns zum Zimmer hinaus und befahl einem anderen Krankenwärter da zu bleiben. Dieser war ein ganz gräulicher Mensch, der, wenn es mit den Kranken zum Sterben kam, ihnen die Kissen unter dem Kopfe wegzog, so daß sie hinten zurückfielen und erstickten. Wir wußten wohl, daß er es bei dem Franzosen auch so machen würde. Deshalb paßten wir auf, und als er einen Augenblick wegging, schlich ich zu dem Sterbenden hinein und versuchte es noch einmal, ihn wenigstens zum Beten zu bewegen. Ich sagte ihm; „Mein lieber Freund, haben Sie eine Mutter zu Hause, und soll ich ihr schreiben?“ — „O meine liebe, arme Mutter!“ rief er, während ihm die Thränen in die Augen traten. „Nicht wahr, Sie lieben Ihre Mutter?“

-- „Ja, ich liebe sie sehr.“ — „Nun, möchten Sie denn nicht einmal Ihre Mutter im Himmel wiedersehen? Ihre Mutter ist sicher fromm und wenn sie hier wäre, würde sie mit Ihnen beten. Wollen Sie nicht aus Liebe zu Ihrer Mutter zu Gott beten, damit Sie einmal im Himmel mit ihr vereinigt werden?“ — „Ich habe vorhin schon versucht zu beten.“ „Nun darf ich einen Priester rufen?“ „Ja, ja, rufen Sie ihn, ich will gut sterben.“ — Da flog ich zur Thüre hinaus. Nach einer Viertelstunde kam ich mit dem Priester zurück, aber der Sterbende konnte nicht mehr sprechen; er blickte nur mit großer Angst auf den Priester und machte ihm ein Zeichen. Dieser gab ihm die Absolution und nach wenigen Minuten starb er, während wir um sein Bett knieten und beteten. Ich glaube fest, die Gebete seiner Mutter haben ihn gerettet.

Sechstes Capitel.

Ein schlimmer Prophet und eine gute Witwe von Sarepta.

Vierzehn Tage hatten wir gearbeitet, als die Prophezeihung eines alten erfahrenen Spital=Dieners an uns in Erfüllung ging. Als der mich nämlich so Tag und Nacht auf den Beinen, und in einer Viertelstunde sechszehnmal mit dem schwerbeladenen Brett die Treppen auf und abfliegen sah, da schüttelte er den Kopf und sagte: „Bruder, das halten Sie nicht lange aus.“ Ich lachte

und erwiderte: „Das wollen wir sehen, ob ich's nicht aushalte.“ Aber er hatte Recht. Ich wurde täglich schwächer und konnte meine Arbeit kaum mehr thun. Auch meine Gefährten nahmen sichtlich ab; denn die Nahrung, die wir erhielten, war sehr spärlich und reichte bei weitem nicht aus. Aber wir schämten uns, etwas zu verlangen. So entschloß ich mich denn eines Tages, als die Erschöpfung meiner Kräfte aufs Höchste gestiegen war, in das Dorf zu gehen und mir etwas Nahrungsmittel zu kaufen. Ich ging in das beste Wirthshaus und verlangte Brod und Wein. „Bedauere sehr,“ hieß es, „aber wir haben keinen mehr.“ „Nun dann ein Glas Bier.“ „Auch davon ist kein Tropfen mehr vorhanden.“ „Also geben Sie mir ein Glas Schnaps.“ „Lieber Herr,“ sagte der Wirth, „wir haben weder Schnaps, noch Kaffee, noch Milch, noch Brot, noch irgend etwas. Ich habe gerade genug Brot im Haus, um nicht Hungers zu sterben.“ Als ich den Mann fragte, wie denn das komme, sagte er, es sei in den letzten Tagen ein ganzes Armee-Corps durchmaschirt und das habe alle Lebensmittel aus dem Dorfe requirirt. Ich versuchte es noch bei mehreren Wirthshäusern, erhielt aber überall dieselbe Antwort. Da ging ich sehr niedergeschlagen zum Spital zurück. Auf meinem Weg dahin kam ich an einer Hütte vorbei, vor welcher eine alte Bauernfrau mit ihren Kindern stand. Sie grüßte mich traurig und ernst, so daß ich bei mir dachte: „Die hat auch schweren Kummer.“ Schon war ich an dem Haus vorbei, als mir der Gedanke kam, ich solle diese Frau um ein Stück Brot bitten. Ich kehrte zurück und sagte ihr: „Frau, ich bitte Euch, ver-

kaufet mir ein Stück Brot, ich leide argen Hunger und kann nirgendwo etwas bekommen." Da schlug sie die Hände zusammen und antwortete: „Ach lieber Herr, ich habe selber nichts zu essen für mich und meine Kinder; und mein Mann hat mit den Soldaten fort müssen, um ihnen das Gepäck zu fahren."

„Arme Frau", sagte ich, „da seid Ihr freilich noch schlimmer daran, als ich. Möge Gott Euch trösten und Euren Mann zurückführen." Damit wollte ich gehen. Aber plötzlech schien sich die Frau anders zu besinnen. Sie rief mich zurück, betrachtete mein schwarzes Ordenskleid und sagte dann: „Herr, kommen Sie herein." Ich trat in die niedere Hütte ein, während die Frau ihre Kinder nachzog und die Hausthüre von innen abschloß. Ich wußte nicht, was das bedeuten sollte; aber die alte Frau sagte kein Wort, sondern bot mir einen Stuhl und verschwand im Keller. Da saß ich nun eingeschlossen, während die drei kleinen Kinder mich mit scheuen und neugierigen Blicken betrachteten. Nach einigen Augenblicken trat die Frau wieder herein mit einem halben Laib Brot und einer halben Flasche Wein in der Hand. Sie legte beides vor mir auf den Tisch indem sie sagte: „Seht, das ist Alles, was ich für mich und meine Kinder habe. Aber Ihr sollt Euren Theil davon haben, als währet Ihr eins von uns." Ich stand auf und weigerte mich etwas anzunehmen. Die Frau jedoch faßte mich bei der Hand und führte mich zum Stuhl zurück. Dann nahm sie das Messer und ritzte den halben Brotlaib in fünf Theile und schnitt mir ein Stück ab. Dann stellte sie ein Glas vor mich hin und schenkte es halbvoll. Noch immer sträubte

ich mich, etwas von der armen Frau zu nehmen, und erst als ich sah, daß meine Weigerung ihr wehe that, gab ich nach. Nachdem sie mich versorgt hatte, gab sie auch ihren Kindern ihren Antheil an Brot, goß ihnen Wein und Wasser in kleine Tassen. Dann gab sie dem jüngsten ein Zeichen und dieses machte das Kreuzzeichen und betete vor. Schweigend verzehrte ich mit diesen armen Leuten mein Abendessen. Dann stand ich auf, dankte der Frau von Herzen und legte ihr einen Thaler auf den Tisch. Sie aber schob ihn zurück, schaute mich groß an und sagte: „Nein, Herr, um Geld hätt' ich niemals meinen Kindern das Brot genommen, um es Euch zu geben. Ich hab's um Gotteswillen gethan und er solls meinen Kindern zu gut kommen lassen.“ Da steckte ich meinen Thaler ein, dankte der Frau und den Kindern nochmals und ging ins Spital zurück.

Siebentes Capitel.

Trauriger Schluß der ersten Lazareth-Fahrt.

Diese Nacht versah ich nochmals meinen Dienst; dann aber konnte ich nicht mehr. Es befiel mich vor Erschöpfung ein Zittern mit Fieber und da ich fühlte, daß ich, falls ich erkrankte, meinen Brüdern im Spital nur zur Last sein würde, so beschloß ich, auf einige Tage nach Hause zurückzukehren. Traurig nahm ich von meinen

Brüdern Abschied und wankte der Eisenbahn zu, die mich bald wieder an den Rhein brachte.

Wie „Peter in der Fremde" ward ich zwar etwas ausgelacht, aber ich machte mir nichts daraus. Wußte ich doch, daß die Lacher unser Lazarethleben keine acht Tage, geschweige denn drei Wochen, ausgehalten hätten, und gar mancher von uns hat sich dort noch früher eine Krankheit geholt. Doch, ich will mich nicht zu sehr entschuldigen, sonst könnte Jemand meinen, es sei da wirklich etwas zu entschuldigen gewesen, wie bei frischen Soldaten das Kanonenfieber. Das Beste bei der Sache war, daß ich mich nach fünf Tage der Ruhe wieder ganz wohl fühlte. Sogleich meldete ich mich als dienstfähig zu einer zweiten Fahrt und wurde glücklicher Weise angenommen.

Zweite Lazareth-Fahrt.

Zweite Lazareth-Fahrt.

Erstes Capitel.

Handwerksburschen-Philosophie und Lazareth-Requisiten.

„Was man nicht mehr kann ändern,
„Das muß man lassen schlendern."

Diese sehr weise Lebensregel, die ich einmal von einem Handwerksburschen auf der Coblenzer Straße gelernt habe, rief ich mir ins Gedächtniß zurück, als mir meine Freunde beim Abschied lachend nachriefen: „Curiren Sie Ihre Verwundeten auch so schnell wie das erste Mal und kommen Sie bald wieder." Viel Ehre hatte ich mit meinen ersten Heldenthaten nicht eingelegt, das merkte ich wohl; nun, das konnte ich nicht mehr ändern, also mußte ich's lassen schlendern. Aber ich dachte bei mir: „Wartet nur! diesmal bekommt Ihr mich entweder garnicht mehr zu sehen, oder aber ich bringe das eiserne Kreuz mit." Von diesem kühnen Gedanken gehoben,

schlenderte ich mit meinen neuen Gefährten, sieben an der Zahl, auf die Eisenbahn. Diesmal hatte ich mich und meine Genossen, aus den gemachten Erfahrungen Nutzen ziehend, mit allen Lazareth-Bedürfnissen und Reise-Vorräthen schwer bepackt. Und das möchte ich jedem rathen, der Lust haben sollte, im nächsten Kriege in unsere Fußstapfen zu treten. Man trägt zwar schwer daran, und wir haben das fruchtbare Elsaß und Lothringen mit manchem Schweißtropfen bewässert; aber was man hat, das hat man. Wegwerfen oder verschenken kann man die Sachen bald, wenn man sie nicht braucht; aber man bekommt sie nicht so leicht wieder, wenn man sie braucht, namentlich nicht in Feindes Land. Ich bin einmal während des Krieges in einer großen französischen Stadt zwei Tage lang bei allen Schuhmachern umhergelaufen, um ein Paar Stiefel zu bekommen, und habe sie nicht bekommen. Und als endlich einer dieser französischen Pechkünstler sich dazu verstehen wollte, mir ein Paar zu machen, da verlangte er fünfzig Franken dafür. Nein, da kaufe man lieber ein Paar ehrliche, deutsche Stiefel um zehn Mark und schnalle sie hinten auf den Tornister; dann hat man sie, wenn man sie braucht. Nun, wir waren mit Allem wohl versehen, von den Reserve-Stiefeln bis zum Fingerhut und Tintenfaß. Tintenfaß? Wozu denn im Lazareth ein Tintenfaß? Jawohl ein Tintenfaß, Federn und Papier. Wer nur ein einzigesmal im Feldlazareth war, der wird finden, daß er für die Verwundeten mehr Briefe nach Hause schreiben muß, als er sonst in einem ganzen Jahr geschrieben hat. Und das ist ein großer Trost für die armen Burschen, sich so durch

den Krankenwärter mit Vater und Mutter, mit Weib und Kind in der Heimath unterhalten zu können; und sie haben gerade so gut ein Herz, wie du und ich, und das Heimweh verzehrt sie viel mehr, da sie Wochen und Monate still liegen müssen, als den Soldaten, der draußen auf dem Marsche jede Stunde etwas Neues sieht und seinen Kummer leichter vergißt. Also nicht nur ein Tintenfaß, sondern auch einen Pack Zeitungen aus der Heimat und ein Dutzend schöne Lesebücher muß ein guter Lazareth-Bruder bei sich führen. Darnach greifen die Verwundeten gieriger, als nach der besten Flasche Wein, und einer, der mit einer kleinen Leihbibliothek auf dem Rücken im Lazareth erschiene, der würde mit einem dreifachen Hoch empfangen werden.

Zweites Capitel.

Reise mit verschiedenen Hindernissen.

Wir befinden uns, wie gesagt mit Stiefel, Fingerhut, Tintenfaß und alten Zeitungen auf dem Nachtzug durch die bairische Pfalz. Hinter der ersten Station — der Ort möge mir verzeihen, daß ich wahrhaft nicht mehr weiß, wie er heißt — überfiel uns bei Einbruch der Nacht ein so furchtbares Gewitter, wie ich es in meinem Leben noch nicht gesehen habe. Unser Zug war inmitten der flammenden Blitze wie von Feuer umgeben; dazu schlug der Hagel in solcher Menge und mit solcher Gewalt an

unseren Waggon, daß man sein eigenes Wort nicht mehr hörte. Wir fuhren in dem tobenden Ungewitter nur ganz langsam voran. In Neunkirchen an der Grenze der Pfalz angekommen, mußten wir aussteigen und stehend in dem überfüllten Wartesaal übernachten. Regelmäßigen Anschluß nach Saarbrücken gab es hier nicht; wie denn überhaupt Baiern sich damals noch nicht so eng an den Norddeutschen Bund angeschlossen hatte. Am anderen Morgen eroberten wir uns glücklich einen Platz auf dem Güterzug und kamen Vormittags nach Saarbrücken. Dort angekommen, ließ ich meine Begleiter auf dem Bahnhofe zurück und verfügte mich allein nach dem Lazareth, wo ich einen unserer Brüder in voller Thätigkeit, einen anderen aber an einer Blutvergiftung schwer erkrankt im Bette antraf. Als letzterer, ein sehr erfahrener Lazareth-Bruder, hörte, wir seien zu sieben gekommen, gab er uns den Rath, unsere Schaar zu theilen, in verschiedene Dörfer bei Metz zu gehen und uns dort den Aerzten zum Lazareth-Dienst anzubieten. „Denn die Aerzte," so sagte er, „haben in der That zu befehlen und anzustellen. Wenn Sie aber sieben Mann hoch kommen, dann jagt Sie jeder Doctor hinaus; denn vor so vielen Schwarzröcken bekommen die Herren Angst." Daß der Bruder Recht hatte, das hat der Erfolg bestätigt.

Da man uns in Saarbrücken keine Beschäftigung anweisen konnte, so setzten wir uns um zwölf Uhr auf einen Proviantzug, der für Courcelles bestimmt war. Dort wollten wir uns dem Grafen N., einem Johanniter zur Verfügung stellen, und unmöglich — so dachten wir, — daß wir dort keine Beschäftigung finden. Wir ge-

langten bis Falkenberg; dann aber auch kein Haarbreit weiter; denn — so hieß es — die Bahn ist durch die Transportzüge der gefangenen Franzosen versperrt. Wir ergaben uns in unser Schicksal, verzehrten buchstäblich unser Abendbrod und legten uns, nachdem wir die Thür des Packwagens zugeschoben hatten, auf den harten Boden desselben zum Schlafen zurecht. Unser gutes Gewissen machte unsere Tornister zwar nicht zu weichen Kissen, aber wir schliefen doch wenigstens ein, während einer aus unserer Schaar, ein tapferer Schwabenjüngling, sich und uns mit den Worten beruhigte: „Lieb' Vaterland kannst ruhig sein, in diesen Viehwagen bricht Niemand ein."

Drittes Capitel.

Nächtlicher Ueberfall durch Deutsche.

Kaum hatten wir eine Stunde geschlummert, so wurden wir durch laute Stimmen und heftiges Poltern an unserem Wagen geweckt.

„Aufgemacht! Aufgemacht!" — so riefen mehrere Stimmen.

Wir fuhren erschrocken aus dem Schlaf auf, tappten in dem dunkeln Wagen umher und fragten: „Wer ist denn da draußen?"

„Ei, meine Herren Pfarrer, Ihre Reisegefährten sind draußen; ich, ein Kaufmann aus Kaiserslautern, dann

der Herr Offizier und noch ein Sohn Abrahams; also nur keine Angst."

Wahrhaftig! Das waren die drei Herren, die mit uns im selben Wagen gefahren, dann aber, als der Zug stehen blieb, ausgestiegen waren, um sich in Falkenberg ein Abendessen und Nachtquartier zu suchen. Jetzt kamen sie unverrichteter Dinge zurück und wollten mit uns den Boden des Wagens theilen. Wir strengten uns in der Dunkelheit des Wagens aus allen Kräften an, die Thüre zurückzuschieben, wobei wir uns gegenseitig auf die Hühneraugen traten und die Köpfe anstießen; allein umsonst, die Thüre gab nicht nach.

„Es geht nicht", rief ich von innen, „die Thüre muß von außen geschlossen sein."

„Au wai geschrieen", rief der Jude, „hab ich's nich gesagt? Des Schloß is zugeschnappt und kein Schlüssel habe mer nich."

„Verflucht!" meinte der Herr Offizier.

Nach langem Hin- und Herschreien wurde endlich vorne von der Locomotive eine Laterne, ein Brecheisen und ein schwerer Hammer geholt. Laut hallten die dröhnenden Schläge desselben durch die Stille der Nacht hin und weckten den Verdacht der nimmer ruhenden Schildwache. Noch waren die Herren in voller Arbeit; wir im Innern des Wagens hoben und schoben, stießen und rissen, traten uns auf die Füße und baten um Verzeihung und riefen uns Muth zu. Da erscholl plötzlich ein donnerndes: „Halt! Wer da?" aus dem Munde der preußischen Wache.

„Oho“, rief der Kaufmann draußen, „das ist’ ne schöne Geschichte; jetzt werden wir am Ende noch arretirt.“

„Jawohl werden Sie arretirt“, rief der Unteroffizier der Wache, „denn Sie wollen offenbar diesen Packwagen bestehlen.“

„Ne, lieber Freund, das fällt mir nicht ein; ich werde doch nicht mich selbst bestehlen; der Packwagen mit allem, was drin ist, gehört mir.“

„Ei was, wenn er Ihnen gehörte, würden Sie ihn nicht mitten in der Nacht aufbrechen; haben Sie denn keinen Schlüssel dazu?“

„Nein, lieber Freund, das ist gerade die Geschichte; den Schlüssel hab ich verloren.“

„So, so, verloren,“ brummte der ungläubige Soldat.

Jetzt legte sich, wie wir hören konnten, der Offizier ins Mittel; denn die Wache wurde viel bescheidener und verlangte nur noch die Papiere der drei Herren zu sehen. Nachdem sie sich genügend legitimirt hatten, sagte der Kaufmann:

„So, meine Herren Soldaten, da Sie uns als ehrliche Menschen arretiren wollten, so können Sie uns jetzt auch helfen, den Wagen da aufbrechen, dann sollen Sie auch etwas von seinem Inhalt zum Lohn erhalten.“ Dies leuchtete den Soldaten ein und sie halfen jetzt eifrig mit das Schloß sprengen und den Wagen öffnen. Als aber endlich die Thüre nachgab und aufflog und in der Oeffnung sieben lange schwarze Gestalten mit Schlapphüten sichtbar wurden, da riß der Unteroffizier die Augen weit auf, und während

wir allesammt in ein lautes Gelächter ausbrachen, rief er ganz verdutzt:

„Na, was soll denn das bedeuten? Sind das die Waaren, die Sie bei sich führen?"

„Ne," rief der Kaufmann lachend, „das ist bloß etwas schwarze Contrebande; meine Waare sollen Sie aber gleich sehen."

Mit diesen Worten sprang er in den Wagen herein, schob eine Kiste herbei, riß den Deckel ab und theilte an alle Soldaten wollene Hemden, Unterhosen und Strümpfe aus. Diese griffen gierig darnach und gar bald war ein Stück nach dem andern in ihren Taschen und hinter den Knöpfen ihrer Uniform verschwunden. Wer aber dieses Bild mit angesehen hätte, wie der Kaufmann eilfertig seine Kiste auspackte und den sechs Soldaten ein Hemd und eine Hose nach der anderen aus dem Wagen zuwarf, und wie diese sich darum rissen und zerrten, während das düster flackernde Licht der Laterne ihre bärtigen Gesichter beleuchtete, der hätte sicher auf den Gedanken kommen müssen, dies sei eine Räuberbande, die den eben gewonnenen Raub theile.

Endlich waren alle befriedigt und der Kaufmann bot den Soldaten zu guter letzt noch ein paar Flaschen Cognac an. Aber sie wiesen dieselben zurück und einer von ihnen sagte: „Herr, wir danken Ihnen sehr, aber behalten Sie nur Ihren Cognac für andere; denn zu essen und zu trinken haben wir genug; können's aber nicht genießen, weil wir fast alle die Ruhr haben. Die wollenen Sachen dagegen halten uns den Leib warm und schützen uns gegen die Krankheit."

„Was!“ rief der Kaufmann, „haben hier noch mehr von Euren Kameraden die Ruhr?“

„Ja wohl,“ riefen sie einstimmig, „beinahe die ganze Compagnie hier ist krank, und die würden Euch die Hände küssen, wenn Ihr ihnen auch was Warmes zum anziehen schenken wolltet.“

„Hört einmal, Jungens,“ rief der Kaufmann, „ich habe an die dreißig Kisten voll Liebesgaben für die deutschen Soldaten vor Metz zu überbringen; das bleibt sich aber gleich, wo ich sie anbringe. Schickt mir also morgen früh Eure maroden Kameraden und einen Offizier mit einer Liste derer, die zu Bett liegen, dann sollt Ihr einige Kisten voll wollener Sachen bekommen. Verstanden?“

„Ja Herr! Jawohl Herr!“ riefen alle und zogen dann mit tausend Segenswünschen für den braven Kaufmann aus Kaiserslautern durch die dunkle Nacht von dannen.

Der Kaufmann wandte sich nun an uns mit den Worten: „Nichts für ungut, meine Herren; das war ein kleiner nächtlicher Ueberfall; aber ich will noch lieber hier auf dem harten Boden übernachten, als in dem französischen Nest, wo man keinem Menschen trauen kann.“

Einer Flasche französischen Rothweins hatte er aber doch getraut, und dadurch redselig gemacht, erzählte er uns aus seinem früheren Leben. „Ja meine Herren,“ rief er, „so gehts halt im Krieg; das ist jetzt der dritte Feldzug, den ich mitmache.“

„Na, Gottes Wunder!“ sagte der Jude; „hab ich mir's doch gedacht, daß Sie nicht sein a Kaufmann; as Sie sich habe gar nicht gefürcht vor die Soldate.“

„Was! Ich mich fürchten! Ich habe schon mehr als einem Feind den Garaus gemacht; mir aber hat keiner was anhaben können.“

„Oho!“ rief der Lieutenant ungläubig, während der Jude mit Ehrfurcht die wirklich riesige Gestalt des Kaufmanns betrachtete.

„Jawohl,“ fuhr dieser fort, „ich habe als Hauptmann den ganzen amerikanischen Krieg mitgemacht. Vorher, anno 48, habe ich auch schon gefochten, aber als Freischärler auf den Barrikaden zu Mannheim. Dort haben mich die Hallunken von meiner Compagnie im Stich gelassen und sind davongelaufen. Dann haben mich die Preußen gefangen und sechs Jahr auf die Festung Rastadt eingesperrt. Da habe ich Zeit genug gehabt zum Nachdenken und habe auch eingesehen, daß alle republikanischen und revolutionären Geschichten Unsinn sind; darauf bin ich nach Amerika ins gelobte Land der Freiheit ausgewandert und dort habe ich es erst recht eingesehen. Jetzt habe ich meinen Säbel an den Nagel gehängt, habe einen Specerei-Handel angefangen und verlange es nicht besser, als unter irgend einem König oder Kaiser zu wohnen, und wenn es der von China wäre.“

„Nun,“ sagte der Lieutenant, während ein spöttisches Lächeln um sein Schnurrbärtchen spielte, „dann scheint es, daß das Waffenhandwerk nicht der rechte Beruf für Sie gewesen ist; denn ein echter Soldat stirbt auf seinem Schild.“

„O mein lieber Freund,“ sagte der alte Kaufmann, indem er dem kleinen Lieutenant väterlich auf die Schulter klopfte, „ich fürchte weder König noch Teufel, ich habe mit beiden schon ein Wörtchen gesprochen.“

Nach dieser Unterredung legten wir uns alle wieder auf den Boden nieder; der Kaufmann, der Lieutenant und der Jude machten sich zwischen oder auf den Kisten ein Lager zurecht, und mit dem Bewußtsein, daß wir unter dem Schutze des preußischen Adlers und seines Königs standen, schliefen wir endlich beruhigt ein.

Viertes Capitel.

Gefährliche Pulverkarren, kitzliche Kanonen und ein leerer Brotwagen.

Am anderen Morgen verließen beim ersten Grauen des Tages die drei Herren und zwei von uns den Wagen, um im Dorfe ein Frühstück aufzutreiben. Sie wollten ein Stück des Weges abschneiden und gingen deshalb querfeldein hart an einer Colonne von etwa hundert Pulver-Wagen vorbei, die unter dem Schutze einiger Wachposten dastanden. Gerade als sie an denselben vorbeigingen, fiel aus dem nahen Wald ein Schuß auf die Pulverwagen, wobei wir die Kugel deutlich von mehreren der Karren abprallen hörten. Wahrscheinlich hatte ein im Walde versteckter Franzose in der Absicht geschossen, diese Karren sammt der dabei lagernden Mannschaft in die Luft zu sprengen. Einen Augenblick standen sie alle

erschrocken still; dann aber sprangen der wachthabende Officier mit gezogenem Degen und mehrere Soldaten mit vorgehaltenem Bajonnett auf die Reisenden los, hielten sie fest und untersuchten sie, ob sie keine Schußwaffe bei sich hätten. Diese aber wiesen sich mit ihren Legitimationskarten und Neutralitätsbinden als unschädlich aus und kamen diesmal noch mit dem Schrecken davon. Aber wir zogen daraus die Lehre, uns in Zukunft nicht mehr so nahe an diese graublauen Pulverkasten heranzuwagen. Wenige Tage später hätte die Nichtbeachtung dieser Vorsicht einem unserer Brüder beinahe das Leben gekostet. Er fuhr auf derselben Strecke mit mehreren anderen in der Richtung nach Metz. Unterwegs hielt der Zug wegen irgend eines Hindernisses bei einem Dorfe an, und da die Verzögerung länger dauerte, so stiegen mehrere Reisende aus und schöpften frische Luft. Auch der Bruder stieg aus und spazierte auf einem Feldweg zwischen zwei dichten Hecken einen Hügel hinan. Bei einer Biegung des Weges wurde er plötzlich von einer Schildwache angerufen. Anstatt stehen zu bleiben oder umzukehren, ging der Bruder ruhig weiter auf die Schildwache los. Da rief diese nochmals: „Halt! Wer da?“ Jetzt deutete der Bruder auf den Eisenbahnzug und sagte: „Ich gehöre ja zu dem Zug dort und will nur ein bischen spazieren gehen,“ und damit wollte er ruhig seinen Weg fortsetzen. Aber nun legte die Schildwache das Gewehr an und schon hörte man das Schloß knacken, da bemerkten zum Glück die anderen die Gefahr, in welche der Bruder durch seine Arglosigkeit gerathen war, und riefen ihm unabläßig zu: „Bleiben Sie stehen, Bruder! Bleiben Sie

stehen." Unterdessen eilten sie herbei und streckten der vorsichtigen Schildwache ihre Legitimationskarten entgegen, worauf er das Gewehr senkte und sich wegen des verursachten Schreckens mit seiner strengen Instruction entschuldigte, welche ihm verbot, irgend Jemanden in die Nähe der Geschütze kommen zu lassen. „Geschütze?" rief der Bruder erstaunt, „wo sind denn Geschütze?" — „Dort hinter der Hecke," erwiderte der ehrliche Landwehrmann. Richtig, da stand wieder eine ganze Herde von diesen grauen Ungeheuern hinter einer dichten Weißdornhecke. Noch lange nachher zitterten die andern bei dem Gedanken, wie nahe der Bruder an einer Kugel vorbeigekommen war; dieser aber meinte bloß: „Zum Kukuk! Die Kanonen müssen arg kitzlich sein, daß man gar nicht in die Nähe kommen darf." Doch kehren wir zu unseren eigenen Erlebnissen zurück.

Nachdem also unsere Begleiter sich ins Dorf entfernt hatten, verspürten auch wir Lust, unsere steifen Glieder durch ein warmes Frühstück zu beleben. Wir zogen im Gänsemarsch in die verschiedenen Wirthshäuser an der Straße; dort wurde aber nichts verabreicht als einige grobe Antworten und wüste Gesichter. Endlich fanden wir einen Marketender, dessen Bretterbude von Soldaten und Fuhrleuten belagert wurde, wie ein Honigtopf von den Fliegen. Auf unser Verlangen erhielten wir auch etwas dünnen Kaffee, Brot und ranzige Butter, was uns nach all den ausgestandenen Aengsten vortrefflich schmeckte.

Als wir zu unserem Waggon zurückkehrten, fanden wir den Juden in großer Aufregung. „Au wai, meine

Herren!““ schrie er, „ich bin bestohle, ich bin elend betroche! Was soll ich mache? Ich bin en armer rujenirter Mann! Hat mer mir aufgebroche meinen Packwage bei der Nacht und hat mir gestohle sechzig Laib Brot. Was soll ich thun? Sage Sie mir nur, rathe Sie mir!“ — „Mein lieber Freund,“ sagte der Kaufmann aus Kaiserslautern, „da läßt sich nichts machen; die sechzig Laib Brod sind pfutsch; die bekommen Sie nicht wieder; aber ich rathe Ihnen, zeigen Sie den Vorfall hier beim Etappen-Commandanten an.“

„Ach, ich armer Mann!“ klagte der Jude. „As ich werd sein andersmal klüger und werd mich legen in mein Waggon zu die Laib Brot; as sie werden mich nicht auch stehlen.“

Der Jude besann sich hin und her, wie er es anfangen sollte, damit man in Remilly, wo er die Brote an die Armee-Verwaltung abzuliefern hatte, die Abwesenheit der sechzig Laibe nicht bemerke. Wir dagegen erkundigten uns angelegentlich, wann denn unser Zug weiterfahren werde. Allein davon wollte weder Commandant, noch Inspector, noch Zugmeister, noch irgend Jemand etwas wissen; vielmehr hieß es, der Zug werde wahrscheinlich noch eine Nacht hier liegen bleiben. Da hieß es denn vor Allem für das nächste Mittagessen sorgen.

Aber! aber! aber! ich merke, daß mein Tagebuch aus lauter Frühstück, Mittagessen und Abendessen besteht, und selbst mein bester Freund, wenn er dies liest, wird denken müssen, wir hätten eigentlich nichts anderes gethan, als beständig fouragirt. Je nun, er mag bedenken, daß in Kriegszeiten Soldaten, Officiere, Doctoren,

Krankenpfleger und andere kriegführende Leute jeden Bissen erschnappen müssen, den sie aufgabeln können, da sie nie wissen, wo oder wann sie der nächsten Mahlzeit habhaft werden. Wegen Vernachlässigung dieser höchst wichtigen Regel der Taktik hat ein Vetter von mir nach der Schlacht von Magenta drei Tage lang nichts zu essen bekommen, und Kaiser Wilhelm selbst sah sich genöthigt nach dem Sieg bei Sadowa, als er Hunger verspürte, mit der Wurst seines Reitknechtes vorlieb zu nehmen. Wegen dieser schrecklichen Erfahrungen darf man sich über unsere Vorsicht in diesem Punkte nicht wundern.

Also unsere eigenen Vorräthe waren gestern schon aufgezehrt; der Kaufmann, der Lieutenant und der Jude saßen auch auf dem Trockenen. Ueberdies behauptete der Jude, er fühle sich ganz krank vor Alteration, und somit seien wir als freiwillige Lazarethdiener verpflichtet, ihn zu pflegen oder zu verpflegen, welches ein und dasselbe sei. Kurz, die drei Herren waren darin einig, wir Krankenbrüder müßten für ein gutes Mittagessen sorgen. Ja, sogar meine Gefährten stimmten ein und schoben lachend die ganze Angelegenheit auf meinen Rücken, da ich ihr Anführer sei. Was wollte ich machen? Ich war zu stolz, um nein zu sagen, und versprach den Herren mit erheuchelter Zuversicht etwas ganz Exquisites zu liefern.

Fünftes Capitel.

Die treue Köchin und ein Mittagessen zur rechten Zeit.

Meiner wichtigen Sendung bewußt und bemüht, Ehre einzulegen, begab ich mich mit einem meiner Genossen auf Recognoscirung. Da bot sich unseren Blicken zunächst am Bahnhof das Proviantmagazin der Besatzung. Dahin fühlten wir uns beide mächtig gezogen. Schüchtern traten wir ein, klagten dem Proviantmeister unsere Noth und zeigten ihm endlich, um sein Herz zu rühren, unsere gelben Hungerkarten. Sogleich begriff er, daß wir Anspruch hätten auf Naturalverpflegung, und ließ uns für sieben Mann auf zwei Tage Fleisch, Brot, Reis, Kaffee und Salz verabfolgen. Jetzt hatten wir, was wir zu einer guten Mahlzeit bedurften; aber wo sollten wir es kochen lassen? Wir gehen also in den ersten Gasthof und bieten gute Bezahlung an, wenn man uns unsere vierzehn Pfund rohes Ochsenfleisch in Suppe und Beefsteak verwandeln wolle. Allein wir wurden abgewiesen mit dem Bescheid; „Nix Koch, nix Feur, nix Holz, nix, gar nix du tout.“ In einem zweiten Wirthshaus ging es uns nicht besser; ebenso in einem dritten und vierten. Schon wollten wir ganz niedergeschlagen mit unserem rohen Fleisch und trockenen Reis auf den Bahnhof zurückkehren, als sich eine einfache Bauersfrau fand, die uns versprach, binnen drei Stunden Alles zu kochen. Wir sagten ihr, wenn sie die Speisen noch vor Abgang des Zuges auf den Bahnhof bringe, dann könne sie auf eine gute Bezahlung rechnen;

falls sie aber zu spät komme, dann müsse sie Alles selber essen.

Nach Abschluß dieses gefährlichen Handels verfügten wir uns zu unseren Reise- und Leidensgefährten, in welchen wir die kühnsten Erwartungen weckten. Nach drei Stunden geduldigen Harrens kam richtig — nicht die Bauersfrau, sondern ein Telegramm mit der Weisung, unser Zug könne den Weg fortsetzen. Da war große Freude und große Verzweiflung. Schon pfiff die Locomotive, wir setzten uns in Bewegung und noch immer wollte am Horizont kein Mittagessen erscheinen. Da auf einmal, — unser Zug war schon im vollen Gang, — kommt die Frau mit einem ungeheuren zugedeckten Waschkorb auf unsern Wagen zugeeilt, und neben demselben herlaufend hebt sie ihn bis zu uns empor; jetzt ist der Korb glücklich herein, da fliegt noch ein großer französischer Brotlaib durch die Luft in unsere Arme und fort braust der Zug, ohne daß wir die Frau bezahlen konnten. Das war nun schlimm; allein es fand sich bald Rath. Der Kaufmann erbot sich, auf seiner Rückreise nach zwei Tagen die Frau aufzusuchen und ihr die Bezahlung zu überbringen.

Jetzt fand auf allgemeines Verlangen die feierliche Eröffnung des großen Korbes statt. Staunen ergriff die Versammlung, als der geheimnißvolle Deckel sich hob, und ein Schrei der Bewunderung entrang sich jeder Brust. Da stand auf dem Grund des Korbes vor Allem ein dickleibiger Suppenkessel, gefüllt bis an den Kragen; daneben eine große Bratenpfanne mit boeuf à la mode, eine Schüssel mit Reis und eine riesige Kanne mit Kaffee und Milch; dazu noch sechs blanke Teller, sechs Tassen,

sechs Löffel, Messer und Gabeln. „Hoch lebe die alte treue Köchin, hoch und nochmals hoch!“ so rief mit Begeisterung der alte Kaufmann. Nach diesen Präliminarien wurde der Suppentopf auf eine Kiste gestellt und von den anwesenden Truppen aufs Engste cernirt; jeder Mann that seine Schuldigkeit und bald war das Terrain trocken gelegt. Muthig griff nun jeder zu den Waffen; in das vorliegende Angriffsobject wurden tiefe Einschnitte gemacht, Bresche auf Bresche gebissen, und kräftig unterstützt vom Zugführer und den Conducteuren, welche vom Bratendampf gelockt uns zu Hilfe gekommen waren, schauten wir bald siegreich nieder auf die Ruinen des Mahles. Gehoben durch das Bewußtsein, die ersten Strapazen der tapferen deutschen Cernirungs-Armee vor Metz getheilt zu haben, bummelten wir mit Dampf dem Schlachtfeld entgegen.

Sechstes Capitel.

Ein saftiger Empfang und ein trockener Rückzug.

Je mehr wir uns Metz näherten, desto häufiger boten sich auch unseren Blicken traurige Scenen der Verwüstung dar. Die Dörfer rechts von der Bahn waren von den Einwohnern ganz verlassen und lagen ausgebrannt und zerschossen in Trümmern. Dort unten am Fuße des steilen Eisenbahndammes lag ein zerschmetterter Eisenbahnwagen, der vielleicht allein, vielleicht mit Soldaten oder Ver-

wundeten hinabgestürzt war. Bei Remilly standen die Proviantzüge einer hinter dem andern. Ganze Berge von Kornsäcken und schwarzen Brotlaiben waren rechts und links von der Bahn aufgethürmt; aber ohne Schutz gegen den monatelang andauernden Regen lagen sie tief im Moraste; das Korn und der Hafer war in den Säcken ausgewachsen, und diese sahen aus wie graue Schweine mit grünen Borsten; das Brot war verschimmelt und verfault. Für viele Hunderttausend Thaler Korn und Brot ging da durch Nachlässigkeit und Uebereilung zu Grunde. Hätte man nur ein einziges Nebengeleise angelegt, so hätte man die Packwagen bei Seite schieben und mit ihrer Ladung stehen lassen können, bis man sie brauchte. Endlich kamen wir in Courcelles, der letzten Station außerhalb des Belagerungsringes, an. Unser Empfang war in jeder Hinsicht ein saftiger. Denn erstens goß der Regen in Strömen herab, und zweitens wurden hier all unsere schönen langgehegten Hoffnungen zu Wasser, wie wir gleich sehen werden. Zwei von uns zogen in das Dorf, um den Johanniter aufzusuchen, während die übrigen am Bahnhof zurückblieben und unter einem Bretterdach Schutz gegen den Regen fanden.

Hier in Courcelles hatte man schon recht das Elend der Cernirungs-Armee vor Augen. Rechts auf einer Anhöhe lag Infanterie und Cavallerie im Bivouak. Durch und durch naß, auf dem morastigen Lehmboden gelagert, von einigen abgehauenen Laubzweigen nothdürftig gegen den Regen geschützt, bemühten sich die Armen vergebens, mit dem feuchten Holz ein Feuer anzumachen; es wollte nicht brennen und die armen Leute mußten selbst auf

ein warmes Essen verzichten. Dafür war die feste Bretterbude des Marketenders, wo heißer Punsch und Grog zu haben war, Tag und Nacht belagert. Am Fuß dieser Anhöhe auf einer weitausgedehnten Wiese stand in halbfußtiefem Wasser und Koth ein großer Wagen-Park, die Pferde angeschirrt, krumm und lahm von den Strapazen, viele kaum mehr im Stand, sich aufrecht zu erhalten. Die Fuhrleute, in eine wollene Decke oder in einen zerrissenen Soldatenmantel gehüllt, sonst aber ohne Schutz gegen den strömenden Regen, standen theilnahmslos vor sich hinstarrend daneben. Diese Leute haben mich immer am meisten gedauert. Denn für diese Fuhrleute, meistens bejahrte Männer, wurde am allerwenigsten gesorgt. Viele von ihnen sagten mir, sie hätten sechzig Tage mit Wagen und Pferden unter freiem Himmel in Regen und Kälte zubringen müssen und hätten während dieser ganzen Zeit nur zweimal einen Thaler Löhnung bekommen. Es waren meistens arme Bauern aus allen Theilen Deutschlands, von Schlesien bis zum Schwarzwald. Man hatte ihnen das Versprechen gegeben, sie sollten täglich zwei Thaler Lohn, Nahrung für sich und Futter für ihre Pferde erhalten, und überdies sollten sie nach sechs Wochen in die Heimat zurückkehren dürfen. Aber kaum eine einzige dieser Zusicherungen konnte gehalten werden. Später trafen wir sehr viele derselben in den Lazarethen, wo sie von Entbehrungen erschöpft meist dem Typhus oder der Ruhr erlagen. Viele haben Wagen und Pferde im Stich gelassen und sind vom Typhus ergriffen nach Deutschland zurückgeflohen, um wenigstens das nackte Leben zu retten oder doch zu Haus zu sterben. Einmal traf ich bei

Metz ein Regiment auf dem Marsche nach Paris. Der Fuhrmann des Bagagewagens hatte den Typhus im höchsten Grad. Allein die Soldaten kümmerten sich nicht darum. Sie warfen den ohnmächtigen Mann oben auf seine Kornsäcke und fuhren mit dem Sterbenden nach Frankreich hinein. Ein anderes Mal traf ich zwei in einem Eisenbahnwagen im letzten Stadium des Typhus; sie konnten weder stehen noch sprechen und Niemand wollte sich ihnen nahen. Hätte ich ihnen nicht auf der ganzen Fahrt zu trinken gebracht, so wären sie unterwegs gestorben. So konnte ich sie eben noch bis zu einer Stadt und in ein Lazareth bringen. So oft wir während des Krieges mit einem solchen armen Fuhrmann zusammentrafen, beschenkten wir ihn reichlich mit warmen Unterkleidern, überzeugt, daß es so am besten angelegt war. — Doch um wieder auf unsere Entdeckungsreise ins Dorf zurückzukommen.

Wir verfügten uns also in das sogenannte „Schloß", wo Graf N., der Johanniter-Delegirte, wohnen sollte. Notabene, in Frankreich heißt auch im ärmsten Dorf jedes Haus, wenn es nur aus Stein gebaut ist, und wenn der Bürgermeister oder sein Adjunct darin wohnen, ein „chateau" oder „Schloß", und der lumpigste Kerl heißt noch „Monsieur" und seine Frau „Madame." — Nun, der Herr Graf nahm uns sehr freundlich auf, eröffnete uns aber, daß er uns keine Anstellung geben könne; nicht einmal für seine zehn barmherzigen Schwestern habe er Beschäftigung. Zwar habe er die Kirche zu einem Lazareth mit vierzig Betten für Verwundete und Kranke, deren es eine Menge gebe, herrichten lassen; allein die

Aerzte wollten ihnen keine übergeben, und zogen es vor, dieselben an der Eisenbahnstation auf nassem Stroh in offenen Bretterhütten liegen zu lassen, bis man sie auf der Bahn nach Hause schaffen konnte. Er sei auf dem Punkt, mit allen Schwestern nach Deutschland heimzureisen und er rathe uns dasselbe zu thun.

Das war nun allerdings schlimm, aber ziemlich klar und leider auch wahr; davon hatten wir uns schon mehrmals überzeugt. Wir wollten aber doch unser Glück noch einmal versuchen und fragten, wie es denn in den anderen Dörfern rings um Metz stehe. Davon wußte aber Niemand etwas. Nur ein gerade anwesender Lazareth-Geistlicher sagte aus, er sei überall abgewiesen worden. Zum Glück kam gerade ein anderer Lazareth-Geistlicher aus Corny an. Der wird uns mitnehmen, dachten wir. Eitle Hoffnung. „In Corny kann man Sie nicht brauchen," hieß es. „Aber vielleicht in Ars?" — „Auch nicht; man denkt schon daran, die Brüder von dort heimzuschicken."— „Dann wollen wir uns dem Baron von Z., Johanniter-Delegirten in Corny, anbieten." „Der ist nicht mehr in Corny." — Das war trostlos. Zudem sagte der Lazarethgeistliche aus, die Wege nach Corny seien durch den Regen bodenlos und weder gangbar noch fahrbar. Was sollten wir thun? Dableiben konnten wir auch nicht. Denn der Graf hatte in dem Schloß kaum Platz genug für sich und die Schwestern. Wir hielten in einem dunkeln engen Dachstübchen unter dem Donner der Kanonen Kriegsrath. Nach langer und heißer Debatte wurde der Rückzug mit kaltem Blute beschlossen. Am anderen Morgen traten wir denselben unter rau-

schendem — fast hätte ich gesagt Beifall — an; nein, aber unter rauschendem Platzregen, mit schwerem Herzen und hängenden Ohren.

An der Eisenbahn trafen wir eine Menge kranker und verwundeter Soldaten, die nur auf einen abgehenden Zug lauerten, um sich in die Packwagen zu werfen und heimzukehren. Kaum hatten wir uns gegenseitig in einen Wagen hineingeschoben, da fanden wir darin unseren alten Bekannten, den Kaufmann aus Kaiserslautern, der uns verwundert mit den Worten empfing: „Ei was, meine Herren! Haben Sie schon genug bekommen und reisen wieder heim?“

Etwas verlegen, aber doch bald gefaßt, antworteten wir ihm mit dem Kaiser Napoleon: „Das gerade nicht. Aber wir concentriren unsere Streitkräfte etwas mehr nach rückwärts.“

„So — so, nun dann fahren wir wohl eine Strecke weit mit einander. Ich bin meine Liebesgaben auch schneller los geworden, als ich dachte. Ein Herr Officier hat sie mir mit großer Liebe abgenommen und versprochen, sie seinen lieben Soldaten zu vertheilen. Ich hoffe nur, er hält auch Wort.“

Der gute Herr Kaufmann war auch heute sehr redselig. Wir dagegen waren alle sehr verstimmt und einsilbig. Zudem fanden wir es für gut, uns so tief als möglich in die dunkelste Ecke des Wagens zu verstecken, damit nur Niemand die sieben tapferen Krankenbrüder bemerke. Gegessen wurde nichts, gesprochen auch nichts: dafür aber innerlich umso mehr gebrummt. Die Fahrt ging schnell von Statten, so schnell, daß wir in Falken-

burg kaum Zeit hatten, der getreuen Köchin zwei Thaler in die Hand zu drücken. Je näher wir jetzt an Saarbrücken kamen, desto weniger wollte uns der Rückzug gefallen. Nochmals wurde Ministerrath gehalten und jetzt beschlossen, die Heldenschaar zu theilen. Vier von uns sollten bis auf Weiteres in Saarbrücken bleiben, drei dagegen weiter fahren, und so den Feind in zwei Colonnen angreifen.

Als wir in Saarbrücken schon wieder auf dem Schauplatz erschienen, da war die Heiterkeit bei den dortigen Krankenbrüdern groß. Nun, wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Allein man hatte doch Mitleid mit uns, und so erhielten wir eine Interims-Anstellung in drei verschiedenen Lazarethen. Da wollten wir, bis daß sich Arbeit fände, den anderen helfen. Meinem Feldherrn-Herzen that es freilich weh, mein schönes Armee-Corps so zerrissen zu sehen.

Siebentes Capitel.

Noch einmal „Rechtsum, kehrt Euch! Marsch!“

Bereits hatten wir eine Nacht hier zugebracht und uns auf unseren neuen Posten eingerichtet, da kommt in größter Eile ein Johanniter mit einer telegraphischen Depesche aus Courcelles, worin es hieß, die sieben Brüder möchten doch so schnell als möglich wieder umkehren und sich nach Corny bei Metz verfügen, wo sie sehr dringend

verlangt würden. Bei dieser Nachricht hätte ich fast einen Luftsprung gemacht, bewahrte jedoch die geziemende Würde und that etwas entrüstet:

„Hab ich's nicht gesagt! Da haben wirs! Gestern hat man nichts von uns gewollt, und heute werden wir telegraphisch sehr dringend verlangt. Ja wohl! Jetzt ist es zu spät; denn wir sind nur noch unserer vier und die anderen drei sind jetzt schon Gott weiß wo.“

„Telegraphiren Sie Ihren Brüdern schnell nach,“ drängte der Johanniter, „ja, ja, telegraphiren Sie ihnen, sie möchten gleich umkehren, und reisen Sie vier unterdessen nach Corny voraus. Hier haben Sie einen Thaler, um die Depesche zu bezahlen.“

Ich nahm den Thaler und that wie mir befohlen war. Dann wurden meine drei Mann aus den verschiedenen Lazarethen zusammengetrommelt, es wurde zum dritten- und unwiderruflichletzten mal Abschied genommen, und dann wanderten wir, Gott weiß zum wievielten mal dem Bahnhof zu.

Als wir dort nach dem abgehenden Zug fragten, hatten wir es nur dem „rothen Kreuz“ zu verdanken, daß wir einen Platz im Packwagen erhielten. Denn die vier oder fünf Bahnhof-Inspectoren schimpften und zankten alle auf einem Haufen, zum großen Ergötzen des übrigen Dienstpersonals. Lange Zeit konnte ich nicht herausbringen, um was es sich eigentlich bei dem Mordspectakel handelte. Endlich merkte ich, daß sie sich gegenseitig in den kräftigsten und gewähltesten Ausdrücken klar zu machen suchten, wer hier eigentlich zu befehlen habe. Nach einer halben Stunde Schreien und Schimpfen schossen

sie mit feuerrothen Köpfen wie die Brandraketen auseinander und ein jeder von ihnen befahl. So sah es dazumal fast auf allen größeren Eisenbahnstationen der occupirten Länder aus. Auf einer anderen Station bei Metz fragte ich einmal einen Herrn, der ein arrogantes Gesicht und eine rothe Mütze auf hatte, und den ich deshalb für den Inspector hielt, wann der nächste Zug abgehe.

„Um halb acht Uhr, zum Kukuk!" schnauzte er mich an.

Ich dankte. Da ich aber schon mehrmals falsch berichtet worden war, so verfügte ich mich ins Telegraphen-Bureau und wiederholte hier meine Frage.

„Um neun Uhr," war die Antwort.

„Ja, aber der Herr Inspector sagt doch, er gehe schon um halb acht Uhr ab."

„Ach was! Der Inspector ist ein Esel. Ich bin Telegraphist und kann das allein wissen. Um neun Uhr geht der Zug; und jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen."

Ich dankte abermals und ging. Da sah ich den allmächtigen und allwissenden Etappen-Commandanten vorbeistolziren. Gerne hätte ich ihn auch gefragt; allein ich sah es dem armen Mann schon von weitem an, daß er es auch nicht wußte und wollte ihn deshalb nicht in Verlegenheit bringen. Wahrscheinlich hätte er den Zug um 11 Uhr abfahren lassen. Allein er fuhr weder um halb acht Uhr, noch um neun Uhr, noch um elf Uhr. Wann fuhr er denn ab? Sehr einfach, nachdem er angekommen und alle Passagiere eingestiegen waren.

Ein Zugführer, der mich ein anderesmal für ein Trinkgeld in den Militärzug eingeschmuggelt hatte, bekannte mir offenherzig: „Sehen Sie, mein lieber Herr Bruder, jetzt während des Krieges hat hier auf der Eisenbahn gar Niemand was zu sagen, als ich und der Herr Etappen-General; wir beiden machen die Sache ganz Und der Mann hatte sehr recht. Das ist aber allein." eine wichtige Erfahrung für einen Schlachten-Bummler; denn sonst kann er Tage lang an einer Station liegen bleiben.

Wir fuhren also von Saarbrücken ab und kamen Abends um acht Uhr in der Dunkelheit in Remilly an. „Aussteigen! aussteigen! Alles aussteigen!" rief der Conducteur. Wir stiegen also aus und fragten nach einem Nachtquartier.

„Das gibt es hier nicht," hieß es; „alle Häuser sind vollgepfropft mit Soldaten und Verwundeten."

„Ja, wo sollen wir denn die Nacht zubringen?"

„Hier oder wo Sie wollen," hieß es, und dabei deutete man auf ein Dutzend Wachtfeuer unter freiem Himmel, um welche sich bereits hunderte von Soldaten und Fuhrleuten gelagert hatten. Zu diesen mochten wir uns bei Nacht nicht gesellen. Wir fragten also den Conducteur, ob wir nicht in einem der Eisenbahnwagen übernachten könnten.

„Nein, nein," schrie er, „das darf durchaus nicht sein. Alles aussteigen! Alles aussteigen!"

Da nahm ich ihn vertraulich beim Arm und sagte leise: „Hören Sie, mein Freund, es kommt mir auf einen Thaler nicht an, wenn Sie es uns erlauben können."

„Ach so, das ist was anderes," sagte er ebenso leise; „dann steigen Sie nur rasch in diesen Wagen zweiter Classe, löschen Sie die Lampe aus, lassen Sie die Vorhänge herunter und halten Sie den Wagenschlag von innen fest zu, wenn Jemand aufmachen will."

Gesagt, gethan. Der Mann empfing seinen Thaler und wir saßen mäuschenstill im dunkeln Wagen. Noch lange hörten wir ihn draußen rufen: „Aussteigen! Alles aussteigen!" Da wurde allmälig Alles ruhig, die Menschenmenge verlief sich und nur um die Wachtfeuer war noch Leben. Dann legten wir uns nach einem kräftigen Abendsegen auf's Ohr und schliefen ein. Um einen Thaler, so dachte ich noch bei mir, ein weiches Lager und gute Nachtruhe bei diesen wildbewegten Kriegszeiten, das ist nicht zu theuer bezahlt. Und zufrieden mit mir schwebte ich hinüber ins Land der Träume. Allein, allein, — wie kann der Mensch sich täuschen.

Achtes Capitel.

Nächtlicher Ueberfall durch Franzosen.

Wir mochten ungefähr eine Stunde geschlafen haben, als ich plötzlich durch ein fernes anhaltendes Geräusch geweckt wurde. Ich horchte. Es kam näher und näher und wurde mit jedem Augenblick stärker. Doch, was ist denn das? Die Wache ruft ja ins Gewehr, die Soldaten springen von den Wachtfeuern auf, ergreifen ihre Waffen

und schaaren sich um ihre Führer. Unterdessen zeigte sich am anderen Ende des Dorfes ein heller Lichtschein, der rasch immer größer und heller wurde. Jetzt konnte man auch schon genau das wachsende Getöse unterscheiden. Es waren die Tritte von mehreren Tausend Menschen, die schreiend und lärmend durch die engen Straßen des Dorfes sich heranwälzten, während hunderte von Fackeln die Nacht erhellten. Jetzt konnte man sie sehen. Aber, was ist das? Das sind ja lauter rothe Hosen, weiße Mäntel und nur französische Stimmen und Rufe! Erschrocken fuhren meine Genossen aus dem Schlaf auf und fragten: „Was gibt es denn? Was ist los?“

„Ja, Brüder, ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Sehen Sie nur, das sind ja lauter Franzosen, und hören Sie die französischen Rufe. Ist das am Ende ein Ausfall der Franzosen aus Metz?“

Mit Staunen und in gespannter Erwartung beobachteten wir durch das Fenster den ganzen Vorgang. Die preußischen Soldaten sprangen hin und her, besetzten mit vorgehaltenem Gewehr alle Straßen und Ausgänge des Bahnhofes. Jetzt kamen die Franzosen herangestürmt, stürzten dichtgedrängt an unserem Wagen vorbei und warfen sich unter unbeschreiblichem Lärmen und Schreien auf den daneben stehenden Zug. Alle waren schwer bepackt mit wollenen Decken und Mänteln; keiner aber trug Waffen. Jetzt wurden die Packwagen aufgerissen und die Leute warfen sich hinein. Nach einer halben Stunde waren drei Tausend Mann in den zahllosen Wagen untergebracht, die Locomotive pfiff und fort

brauste der endlose Zug durch die dunkle Nacht in die deutsche Gefangenschaft.

Jetzt wußten wir, was das zu bedeuten habe. Es waren die Gefangenen von Sedan. Wir athmeten wieder freier, die Fackeln erloschen, die Soldaten verliefen sich und es kehrte Alles wieder zur Ruhe zurück. Auch wir legten uns wieder aufs Ohr in der Absicht, das Versäumte nachzuholen. Eitles Bemühen! Noch zweimal wurden wir auf dieselbe Weise geweckt; erst gegen Morgen bekamen wir Ruhe.

Es war schon heller Tag, als wir von einem heftigen Stoß unseres Wagens erwachten. Wir streckten den Kopf zum Fenster hinaus und fragten, was es gäbe.

„Bleiben Sie nur sitzen," rief der Schaffner, „dieser Zug geht sogleich nach Saarbrücken; wenn Sie also mit wollen, so bleiben Sie nur sitzen."

„Nein, um Gottes Willen nicht mehr nach Saarbrücken!" schrien wir und machten, daß wir so schnell als möglich aus dem Wagen kamen; denn bereits schöpfte die Locomotive Athem und streckte ihre Beine, um den Lauf zu beginnen.

Neuntes Capitel.

Nur immer langsam voran.

Da standen wir nun mit unserem schweren Gepäck in der aufgehenden Morgensonne. Vor allem galt es einen Wagen nach Corny zu bekommen. Wir verfügten

uns also aufs Etappen-Commando und verlangten den Herrn Commandanten zu sprechen.

„Der ist noch nicht aufgestanden," hieß es, „kommen Sie um sieben Uhr wieder."

Nach einer Stunde fanden wir uns vorschriftsmäßig wieder ein und baten den Etappen-Hauptmann um einen Wagen für vier Pflegebrüder.

„Meine Herren, bedaure sehr, damit nicht dienen zu können; aber da müssen Sie die Güte haben, zu dem Herrn Etappen-Major zu gehen, unter dessen Befehl der Fuhrpark steht."

Wir zogen also ans andere Ende des Dorfes, wo der Herr Major in einer verlassenen Villa wohnte, und ließen uns gehorsamst melden.

Der Herr Major sind noch nicht aufgestanden; kommen Sie in einer Stunde wieder," hieß es auch hier.

Was wollten wir machen? Wir kamen wieder, erhielten eine Anweisung auf einen Wagen und einen Soldaten als Bedeckung. Auf unsere Frage, wo wir den Wagen finden würden, sagte man, ganz am anderen Ende des Dorfes auf einer großen Wiese. Wir zogen also dahin, fanden die Wiese und tiefe Räderspuren darauf, aber keinen Wagen.

„He! guter Freund!" fragte ich einen Soldaten, „können Sie uns nicht sagen, wo die Wagen hingekommen sind, die hier standen?"

„Jawohl, die stehen seit gestern im Schloßgarten, ganz am andern Ende des Dorfes."

Ergeben in unser Schicksal wanderten wir nochmals ans andere Ende der Welt, fanden und erhielten endlich

nach langem Suchen einen kleinen Leiterwagen mit einem Fuhrmann und zwei Pferden, und überdieß einen Soldaten als Bedeckung.

Wir saßen also so bequem als möglich auf der holperigen Maschine und fuhren schon eine Zeit lang lustig auf der Landstraße einher, als ich aus Vorsicht noch zum Ueberfluß den Fuhrmann fragte, ob er den Weg nach Corny kenne.

„Ne, lieber Herr, den kenn ich nich," war seine ruhige Antwort.

„Ja, wo führt denn diese Straße hin, auf der wir fahren?"

„Det weeß ich ooch nich, lieber Herr."

„Potz Blitz! dann halten Sie doch an, damit wir uns erst erkundigen."

Ein Husaren-Offizier, der eben vorbeiritt, war so freundlich uns den ganzen Weg, Dorf für Dorf, aufzuschreiben, die Richtung hatten wir getroffen, und so ging es denn weiter.

Es war Mittag, als wir in einem Dorfe hielten, um etwas Brot zu kaufen. Es war beinahe nichts zu haben, da das ganze Dorf voll Soldaten lag und die Einwohner sich ziemlich feindselig verhielten. Jedoch hatte die Vorsehung anderweitig für uns gesorgt. Französische Schulschwestern, die hier Kranke und Verwundete pflegten, luden uns ein, ihr frugales Mahl zu theilen. Wir machten nicht viel Umstände, sondern thaten unsere Schuldigkeit und fuhren dann unter tausend Segenswünschen weiter.

Von diesen Schulschwestern erfuhren wir auch, weßhalb die Einwohner des Dorfes so erbittert seien. Wenige Tage zuvor hatte sich ein bedauerlicher Unfall ereignet, wobei drei Familienväter aus dem Dorfe umgekommen waren. Dieselben waren am Morgen über Land gegangen, um bei der nächsten Mühle für ihre Familien Mehl zu kaufen. Erst spät in der Nacht kehrten sie zum Dorfe zurück. Als sie sich demselben näherten, wurden sie von dem Husaren-Posten angerufen und antworteten natürlich auf Französisch. Kaum aber merkt der Husar, daß es Franzosen sind, da reitet er wie besessen ins Dorf hinein und schreit wie wahnsinnig: „Die Franzosen! die Franzosen!“ Auf diesen Alarmruf hin sprangen gleich ein Dutzend Husaren auf ihre Pferde und eilten zum Dorf hinaus dem Feind entgegen. Da sie aber in der Dunkelheit gar nichts sehen konnten, so ritten und hieben sie die drei Männer blindlings nieder, und erst, als es schon zu spät war, merkten sie, daß es ganz harmlose Bauern waren. Allerdings erhielten diese hitzigen Husaren eine tüchtige Nase und die Mahnung, in Zukunft etwas kaltblütiger zu sein; aber das brachte die drei Familienväter nicht wieder zum Leben. Man sagte uns, König Wilhelm sei, als er durch das Dorf kommend von dem Unfall hörte, in eigener Person zu den drei betroffenen Familien ins Haus gegangen und habe sie getröstet und beschenkt.

Als wir nach einer Stunde weiterfuhren, begegneten uns zahlreiche und endlose Wagen-Colonnen mit Proviant, andere fuhren mit uns in derselben Richtung. Unser Fuhrmann brachte uns dabei oft in die größte Verlegenheit, denn er fuhr mit der größten Seelenruhe den anderen

Fuhrleuten mit seiner Deichsel in ihren Wagen hinein, oder ihren Pferden in den Bauch, und wenn wir ihn zuriefen, er solle doch ausweichen, dann fuhr er uns in den Graben.

Unter Wegs sahen wir, wie die Fuhrleute und Soldaten der Proviant-Colonnen allenthalben in die an der Straße gelegenen Weinberge einbrachen, die halbreifen Trauben abrissen und massenweis verzehrten. Alle Warnungen ihrer Offiziere waren umsonst. Die Franzosen haben in jenem Jahre eine magere Trauben-Ernte gehabt; dafür aber hielt die Ruhr um so reichlichere Ernte unter den deutschen Soldaten.

Gegen Abend des selben Tages kamen wir glücklich nach Pont-à-Mousson. Wie? Nach Pont-à-Mousson? Also nicht nach Corny? Nein. Ja, warum denn nicht? Nun, das Ding kam so. Der Herr Etappen-Major in Remilly hatte gesagt, er gebe uns einen Mann als Bedeckung mit, weil uns der Weg nach Corny durch unsichere Wälder führe. Nun muß ich gestehen, daß ich vor unsicheren Wäldern Respekt habe. Ueberdies sah unsere Bedeckungsmannschaft, bestehend aus einem gutmüthigen westfälischer Landwehrmann, mit einem Schnurrbart, einem Schießprügel und einer Patrontasche, so friedlich drein, daß ein Franctireur sicher Mitleid gehabt hätte. Allein folgende Erwägung gab den Ausschlag; daß nämlich das Sanitäts-Corps so wenig als der Generalstab seine kostbare unersetzliche Person exponiren darf. Deßhalb schlugen wir den sicheren und breiten Weg nach Pont-à-Mousson ein, was uns hoffentlich Niemand übel nehmen wird.

In Pont-à-Mousson angekommen, lieferten wir unseren Fuhrmann mit sammt der Bedeckung auf dem Etappen-Commando ab und suchten das große Lazareth auf, wo einige unserer Brüder schon seit Wochen angestellt waren. Mit frommem Schauder betraten wir die Hallen, die durch den Besuch mehrerer gekrönter Häupter und königlicher Hoheiten zu einer continentalen Berühmtheit gelangt waren. Wir halfen den ganzen Abend die Verwundeten verbinden und neuangekommene von den Transportwagen heben. Es war ein Zug von mehreren hundert angekommen, die alle in der großen Kirche neben dem Lazareth untergebracht werden mußten, da im Lazareth selbst nicht Raum genug war. Gerne wäre ich hier geblieben; denn da gab es Arbeit in Hülle und Fülle; allein jetzt war nichts mehr zu ändern; wir mußten an den Posten eilen, auf den wir gerufen waren.

Am anderen Morgen requirirten wir wieder einen Wagen. Nota bene, das Zeitwort „requiriren" hat in den letzten deutschen Kriegen durch einen bedauerlichen Sprachmißbrauch die traurige Bedeutung von „rauben und stehlen" erhalten. Ich muß bitten, das Wort „requiriren" nicht in diesem Sinne von uns zu verstehen, sondern nur in jener Bedeutung, welche alle deutschen Gelehrten unseres Wissens demselben geben, nämlich in der Bedeutung „zu bekommen suchen." — Wir suchten also einen anderen Wagen zu bekommen. Als aber der Offizier uns einen der Fuhrleute bezeichnete und demselben befahl, uns nach Corny zu führen, da bat dieser inständig, man möge seine abgehetzten Pferde schonen und einen anderen nehmen. Hart und barsch befahl ihm der Soldat

zu gehorchen. Da fing der arme Bauer bitterlich zu weinen an, und laut schluchzend deutete er auf die Hufe seiner Pferde, die von Hufeisen entblößt, ganz zerrissen und wund gelaufen waren. Die armen Thiere konnten wirklich kaum mehr gehen. Dazu klagte der Mann, als man ihn gezwungen, aus dem badischen Schwarzwald weg hierher nach Frankreich zu folgen, da habe man ihm versprochen, in vierzehn Tagen dürfte er wieder heim. Jetzt sei er schon neun Wochen dabei, habe keinen Lohn für sich und für seine Pferde kaum genügendes Futter bekommen. Die meisten Fuhrleute seines Heimatsdorfes hätten schon längst heim gehen dürfen; ihn aber halte man noch immer zurück.

Während er so klagte, traten eben drei andere Fuhrleute herzu, streckten dem Freund die Hand zum Lebewohl hin und sagten mit freudestrahlenden Gesichtern, sie dürften jetzt auch nach Hause zurückkehren, und ob sie daheim seine alte Mutter und seine Kinder grüßen sollten. Bei diesen Worten der letzten scheidenden Kameraden brach der Schmerz des armen Mannes von Neuem los, und er ließ laut schluchzend den Kopf in beide Hände sinken, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Ich fragte den Offizier, ob er uns nicht einen anderen Wagen geben und diesen armen Mann heim ziehen lassen könne. Dieser verneinte es unbedingt, versprach aber, denselben nach Hause zu entlassen, sobald er des anderen Tages von Corny zurückkehren würde. Wir trösteten den armen Bauern so gut es ging, versprachen ihm, seine Pferde im nächsten Dorf beschlagen zu lassen, ihn gut zu bezahlen und dann dürfe er ja heim gehen. Dann legten wir

unsere sieben Sachen auf den Wagen, ließen die Pferde im Schritt fahren und gingen mitleidig nebenher.

Im nächsten Dorfe kamen wir vor eine geschlossene Hufschmiede und fragten nach dem Meister. Da hieß es, den hätten die Preußen schon vor mehreren Wochen mitgenommen. Ein Dorf weiter dieselbe Antwort. Im dritten Orte endlich fanden wir einen Hufschmied. Es war aber auch der einzige und letzte, der in der ganzen Gegend zu haben war. Denn alle anderen waren von den Deutschen ebenfalls requirirt worden, und beschlugen jetzt Gott weiß wo bei Nancy oder Metz die deutschen Reiter-Mähren.

Wir baten also diesen letzten und einzigen in seiner Art, er möge unsere Pferde gut beschlagen. Er aber betrachtete durch seine große Hornbrille sehr bedenklich die gespalteten und blutenden Hufe unserer Rosse. Wir sahen es und sagten: „Das thut nichts, Monsieur le Maréchal de fer; Sie sind ein geschickter Mann und werden das schwere Stück Arbeit vortrefflich machen, und wir werden es vortrefflich bezahlen."

Durch diese Anrede geschmeichelt, wollte er eben beginnen, als ein anderer deutscher Fuhrmann dazwischen trat und mit dem liebenswürdigsten Grinsen sagte:

„Meine werthesten Herren, Sie werden verzeihen, aber der Hufschmied kann jetzt Ihre Pferde nicht beschlagen."

Verwundert fragten wir nach dem Grund.

„Ja, sehen Sie," fuhr er fort, „aus verschiedenen Gründen. Erstens weil ich vor Ihnen dagewesen bin; zweitens weil mein Wagen ein Rad gebrochen hat, und drittens weil ich meine Frau verloren habe."

Der erste und zweite Grund war einleuchtend; wegen des dritten aber baten wir um Aufklärung.

„Ja, sehen Sie," sagte er, „wenn Ihre Pferde zuerst beschlagen werden, dann muß ich noch zwei Stunden warten, bis mein zerbrochenes Rad gemacht wird; dann komme ich aber nicht mehr heute, sondern erst morgen von hier fort, und folglich werde ich meine verlorene Frau einen ganzen Tag später wiederfinden."

„Wo ist denn Ihre Frau?"

„Lieber Herr, wenn ik det wüßte, denn hätt ik sie nich verloren. Sehn Sie, ik und meine Frau, wir sind Marketender bei das 63. brandenburgische Garderegiment, das vor Metz steht. Nun bin ik in Nancy gewesen, um Schnaps und Tabak zu kofen; unterdessen is aber mein Regiment abgezogen, und mit das Regiment auch meine Frau, und ik weiß nich wohin. Nu hab ik mein Regiment verloren und folglich auch meine Frau."

Wir würdigten vollkommen den gerechten Schmerz des treuen Marketenders, entschädigten ihn mit einem Zehn-Groschen-Stück für die verlängerte Trennung von seiner Frau und erhielten dafür die Erlaubniß, unsere Pferde zuerst beschlagen zu lassen.

Unterdessen hörte ich, es lägen einige verwundete Deutsche im Dorf. Ich ging hin und fand unter ihnen einen armen Westfalen, dem der Schenkel amputirt war. Er bezeigte große Freude einen deutschen Krankenbruder zu sehen, ergriff hastig meine Hand und verlangte zu beichten. Wie leid that es mir, daß ich nicht Priester war! Ich sagte es ihm; versprach ihm aber fest, morgen einen Priester aus Corny zu schicken. Dann tröstete ich ihn so

gut ich's verstand; es war ein frommer Sohn der rothen Erde, der meines Trostes kaum bedurfte, einer jener Helden im Glauben und in der Geduld, wie wir deren so viele getroffen, und die uns stets beschämt, erbaut und zur Bewunderung hingerissen haben.

Nachdem wir alle anderen Verwundeten auch besucht hatten, machten wir uns wieder auf den Weg, um Corny noch vor Abend zu erreichen, was uns auch gelang. Der Johanniter daselbst, Baron H., nahm uns außerordentlich freundlich auf und besorgte uns eine Wohnung, was keine leichte Sache war, da Corny damals mit hohen Militärs, mit Soldaten und Kranken vollgepfropft war. Am anderen Morgen stand schon ein neuer Leiterwagen für uns bereit, auf welchen mehrere Kisten mit Verbandzeug, Lebensmitteln und Wein für unser künftiges Lazareth geladen wurden. Dann wurden wir an den Johanniter in St. M. adressirt und nach einem kurzen herzlichen Abschied von unseren dort stationirten Brüdern, zogen wir unserem letzten Bestimmungsort auf der Westseite von Metz, wo großer Mangel an Krankenpflegern herrschen sollte, entgegen.

In Jouy passirten wir den kolossalen Bogen der alten römischen Wasserleitung, welche von den Bergen kommend ehemals das ganze breite Thal der Mosel durchschnitt. Dann über die neue steinerne Mosel-Brücke bei Ars fahrend, erblickten wir vor uns auf dem Gipfel des Berges das trotzige Fort St. Quentin, aus dem ein leises dünnes Rauchwölkchen aufstieg — wahrscheinlich von der Morgensuppe; in der Ferne erblickten wir den Dom und die Wälle von Metz. Hier befanden wir uns in Schußweite der französischen Granaten, wie uns die an

der Brücke stationirten Soldaten versicherten, und wie wir es an einigen Mauerrissen der Häuser erkennen konnten. Wir fragten einen Offizier, ob denn die Kanonen der Preußen bis in die Stadt hinein schießen könnten. „O nein!“ erwiderte er, über unsere naive Frage lachend, „nicht einmal bis ins Lager der Franzosen außerhalb der Stadt. Aber es wäre doch möglich, daß wir neulich einige Kugeln in die Stadt geschickt hätten. Wir spannten Reifen und weiße Leinwand über unsere Kanonen und Munitions-Karren, so daß sie aussahen wie Proviantwägen. Dann fuhren wir in der Dämmerung ganz langsam auf dem Weg um die Vorposten herum. Die Franzosen sahen uns von der Höhe von St. Quentin aus, hielten uns aber für ungefährliche Fuhrwerke. Kaum war es jedoch Nacht geworden, so fuhren wir auf einem Waldweg so schnell und so nah als möglich an Metz heran. Am Saume des Waldes wurde abgesessen, die Kanonen wurden nach den Lichtern der Stadt gerichtet und Punkt neun Uhr, als die Franzosen den Zapfenstreich schlugen, da begannen wir wie rasend sie in Schlaf zu kanoniren. Ich sage Ihnen, ganze zwanzig Minuten hat es gedauert, bis daß die Franzosen daraus klug wurden, ob wir Franzosen oder Preußen wären. Endlich antworteten die Kanonen von St. Quentin. Eine Stunde lang schossen wir darauf los, was das Zeug halten wollte; dann packten wir auf und fuhren eben so schnell davon, als wir gekommen waren. Diesen Streich hat General Kameke ersonnen.“

So erzählte uns jener; ich aber will nicht dafür bürgen, daß er uns ehrlichen Schwaben nicht einen Bären aufgebunden hat.

In der Bergschlucht, die wir hinter Ars hinaufstiegen, kamen wir an der Wasserleitung vorbei, welche die Stadt Metz hauptsächlich mit Trinkwasser versah. Die Preußen hatten dieselbe abgeschnitten und abgegraben, und das Wasser schoß aus dem Canal hervor in die Schlucht hinab. Ein starker Wachtposten stand dabei.

Oben auf der Höhe des steilen und langgestreckten Bergrückens angelangt, sahen wir vor uns das furchtbar verwüstete Schlachfeld von Gravelotte, mit seinen unzähligen Gräbern, zum Theil noch mit zerbrochenen Waffen und Montierungsstücken übersäet; rechts und links verbrannte und zerschossene Dörfer und eingeäscherte Gehöfte. Die Wege waren bodenlos schmutzig; dazu goß es in Strömen vom Himmel auf uns herab, so daß wir nach sechsstündigem Marsch ganz durchweicht und erfroren in St. Marie aux Chênes ankamen. Gott sei Dank! Da wären wir endlich nach neuntägiger Irrfahrt angelangt!

Zehntes Capitel.

Sturmvögel und Friedenstauben.

Edle Römer, große Staatsmänner, tapfere Feldherrn suchten ehedem aus dem Fluge der Vögel oder aus dem Appetit der Hühner den Ausgang ihrer Unternehmungen zu erfahren. Es ist dem Menschen ja natürlich, aus geringfügigen Dingen Großes zu ahnen. Aehnlich erging es auch uns.

Am Eingang des Dorfes standen zwei, die sahen in ihren schmucken Uniformen aus wie preußische Offiziere, waren aber doch keine. Beide hatten nicht die stramme soldatische Haltung, sondern die mehr nachlässige Professoren-Haltung der Studierstube, und obendrein auf den ziemlich ausgesprochenen Nasen große Brillen. Sie betrachteten uns mit mißmuthigen Blicken. Ich aber dachte bei mir: Wenn das nicht zwei Berliner Doktoren sind, dann will ich Hansjörg heißen. Noch hatte ich den Gedanken nicht ganz gedacht, als der Eine von ihnen uns folgendermaßen anredete:

„Nu sagen Sie mir einmal, welchem Orden jehören Sie denn an?"

„Wir sind Pflegebrüder, mein Herr."

„Nee, das will ich nich wissen; denn das kann ich mir schon denken. Ich frage, von welchem Orden Sie sind, Redemptoristen oder Franziskaner oder Alexianer?"

Ich nannte ihm den Orden, zu dem wir gehörten, worauf der Herr ganz laut zu seinem Collegen sprach: „Hab ich's nicht jesagt!" dann drehte er uns den breiten krummen Rücken zu. Da dachte ich bei mir: Holla, jetzt ist die Reihe zu fragen an mir, und habe ich geantwortet, so kann's der Herr gewiß auch. Höflich lüftete ich den Hut und fragte ganz submiß nach der Wohnung der Herren Johanniter.

„Was wollen Sie von den Herren?" fragte jener wieder.

„O, bloß die Wohnung möchte ich wissen," erwiderte ich.

Ganz ungeduldig sagte der Schwarze: „Die wohnen dort unten im Dorf,“ und drehte uns den Rücken.

Damit konnten wir gehen. Ich aber dachte: Das ist eine schlimme Vorbedeutung. Denn von den beiden Gesichtern war mir aller Appetit vergangen.

Die Wohnung der Herren Johanniter war durch ein großes rothes Kreuz auf weißem Grunde sichtbar. Wir ließen uns durch den Diener melden und traten ein. Drei Johanniter, ein Malteser und zwei andere Herren, die zum Abendessen um einen Tisch versammelt waren, erhoben sich feierlich, uns zu begrüßen. Es folgten stumme Complimente ungezählt. Dann stellten wir uns ihnen als Pflegebrüder vor, die von Corny geschickt seien, um hier die Verwundeten zu pflegen.

„So, so! hem! hem! Sehr gut!“ erklang es im Kreise. Dann folgte allgemeine erwartungsvolle Stille, während die Herren sich gegenseitig verlegen ansahen. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten habe und wiederholte nochmals meine Meldung:

„Herr Baron von H. in Corny hat uns gesagt, hier in St. Marie sei Mangel an Pflegekräften, und wir sind deshalb von ihm geschickt worden, und stellen uns hiermit zu Ihrer Verfügung und bitten um Anstellung.“

Darauf ergriff der älteste unter den Herren Johannitern das Wort und sagte:

„So, Sie sind also gekommen, um den Verwundeten den Trost der Religion zu spenden?“

„Bitte um Entschuldigung,“ sagte ich, „wir sind zu jeder anderen Hilfe und Dienstleistung eben so bereit.“

„So, so! hem! sehr gut! Aber nicht wahr,“ begann abermals der alte Herr, „Ihre Absicht ist doch hauptsächlich, die Seelsorge unter den Verwundeten zu übernehmen?“

Aha! dachte ich, das macht dem Herrn Angst, und ich erwiderte entschieden: „O nein, durchaus nicht, mein Herr; denn wir sind keine Priester, sondern nur Pflegebrüder, und sind einzig dazu da, die Verwundeten zu verbinden, die Betten zu machen, die Zimmer zu kehren, kurz alle niederen Dienste eines Krankenwärters zu thun.“

„Ah so, das ist was anderes,“ sagte der Herr jetzt sehr freundlich, während ein Zufriedenheits-Gemurmel den Kreis durchlief und die Herren sich beifällig zunickten. Hocherfreut über diesen Erfolg fragten wir, ob wir gleich morgen ein Lazareth übernehmen könnten. Abermals allgemeines Verlegenheits-Geräusper und stumme vielsagende Blicke. Endlich hob der Nestor wieder an:

„Ja, sehen Sie meine Herren Pflegebrüder, wir sind Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit sehr dankbar und auch unsererseits bereit, Ihnen auf jede Weise behilflich zu sein. Auch wünschen wir sehr, daß Sie in den hiesigen Lazarethen angestellt werden; aber hem — ja — sehen Sie, wir sind nicht mit der inneren Leitung und Ordnung der Lazarethe betraut, sondern das ist Sache des Herrn Chefarztes, während wir nur die Vertheilung der Liebesgaben besorgen. Nun ist aber der Herr Chefarzt zwar ein ausgezeichneter Mann, aber ein kleiner Herrscher, der sich nicht gern dreinreden läßt; darum wäre es vielleicht das Beste, wenn Sie selbst zu ihm gingen und sich ihm anböten. Einer von uns wird Sie begleiten.“

So geschah es. Stehenden Fußes begaben wir uns in das Schloß zum Herrn Chef-Arzt, der uns mit großer Zurückhaltung empfing. Der Herr Doktor ließ sich auf gar nichts ein; weder nahm er unser Anerbieten an, noch wies er es zurück. „Vor Allem,“ sagte er, „wird es nöthig sein, Ihnen für diese Nacht ein Unterkommen zu verschaffen; oder haben Sie schon ein Quartier?“ Als ich es verneinte, bezeichnete er uns ein Haus, wo wir Platz finden würden. Dann wendete sich der Herr Doktor an den Johanniter, der mich begleitete, und sagte: „Sie, Herr Baron, sind vielleicht so gut, für die Brüder zu sorgen, da dieselben als freiwillige Krankenpfleger unter Ihrem Schutze stehen; unterdessen bleibt der Herr Bruder noch ein wenig bei mir, um die Sache zu besprechen.“ Mein Beschützer versprach aufs Beste zu sorgen und entfernte sich.

Kaum war der besternte Herr zur Thüre hinaus, da thaute der Herr Doktor auf, bot mir freundlich einen Stuhl an und sagte: „So, jetzt lassen Sie uns das einmal besprechen. Zu wie vielen sind Sie denn?“

„Wir sind vier Pflegebrüder; drei kommen aber nächster Tage noch nach.“

„So, um so besser. Sie sind also Brüder und verstehen den Krankendienst, nicht wahr?“

„Ja, Herr Chef-Arzt, wir haben Unterricht darin erhalten, haben im Spital gedient und auch in diesem Krieg schon weitere Erfahrungen gesammelt.“

„Gut, dann bin ich recht froh, daß Sie gekommen sind! Ich werde Sie also gleich morgen anstellen. Jetzt, was die Dienste betrifft, die Sie dabei leisten können, so

ist allerdings das Anlegen von Verbänden und das Assistiren bei Operationen ebenso interessant als lehrreich; da wir aber hier nur zweihundert der schwersten Verwundeten haben, so besorgen wir Aerzte selbst das tägliche Verbinden. Allein ein ebenso wichtiger, ja ich möchte sagen der wichtigere Theil der Pflege besteht ja, wie Sie wissen, in der Abwartung der Kranken und Verwundeten bei Tag und bei Nacht, in der Sorge für die Reinlichkeit und so weiter."

„Herr Chef-Arzt," so fiel ich ein, „das werden wir Alles sehr gerne übernehmen. Es liegt uns sehr wenig daran, was wir thun, und ob unsere Arbeit interessant sei oder nicht; wenn wir nur den Verwundeten und Ihnen dadurch den größtmöglichsten Dienst leisten können."

„So, das ist schön!" erwiderte der Doktor, „da sind wir ja ganz derselben Ansicht. Jetzt fragt es sich nur, bei welchem Lazareth ich Sie anstelle; denn ich will Sie alle vier beisammen lassen und Ihnen ein Lazareth ganz allein übergeben, damit Sie darin nach Ihrem Gutdünken frei schalten und walten können. Wir haben vier verschiedene Lazarethe oder Stationen mit etwa zweihundert Verwundeten und ein Lazareth mit achtzig Ruhr- und Typhus-Kranken, wo die Hilfe am meisten Noth thäte. Aber Sie werden wohl lieber ein Lazareth mit Verwundeten übernehmen wollen."

„Herr Doktor," sagte ich, „ich bitte, übergeben Sie uns das Ruhr- und Typhus-Lazareth; wenn dort Hilfe am meisten Noth thut, so ist das ja gerade was wir suchen."

„Wirklich? Wollen Sie diese Station übernehmen?" sagte der Chef-Arzt erfreut, „da bin ich Ihnen sehr dankbar. Denn sehen Sie, dort ist bis jetzt am wenigsten geschehen; die Wärter fürchten sich und mögen nicht recht angreifen, und zum Theil sind sie schon erkrankt. Sie werden ein schweres Stück Arbeit haben; aber ich lasse Ihnen ganz freie Hand, und in Allem wenden Sie sich nur an mich. Nun, das werden wir Alles morgen noch ausmachen. Kommen Sie deshalb morgen früh um neun Uhr zu mir. Bis dahin Adieu, und machen Sie es sich in Ihrem Quartier so bequem als möglich." Damit gab er mir die Hand und entließ mich.

Sehr zufrieden mit dieser ersten Unterredung machten wir uns endlich daran, unsere Wohnung aufzufinden. Das war aber nicht leicht; denn es war unterdessen Nacht geworden. Erst nach langem Klopfen wurde uns das Haus geöffnet und eine alte dicke kleine Bauersfrau erschien auf der Schwelle, erschrack aber nicht wenig über die vier schwarzen Gestalten. Als wir nun gar unsere Absicht kund gaben, hier zu wohnen, da wollte die Alte durchaus nichts davon wissen. In ihrem ganzen Hause sei kein Platz mehr. Im oberen Stock seien Verwundete; unten schliefen zwei Sergeanten; im Hinterhaus wohne sie mit ihrem Mann und ihrer Familie.

„Jawohl," sagte ich, „aber der Herr Chef-Arzt und Commandant hat uns gesagt, es sei noch ein leeres Zimmer hinter dem der Sergeanten da, und das wollen wir haben."

Als die Frau sah, daß wir so gut orientirt seien, war sie sehr verwundert, gab aber noch nicht nach.

„In diesem Zimmer,“ sagte sie, „können die pasteurs prussiens nicht wohnen.“

„Warum denn nicht?“

„Weil es ganz leer ist.“

„Desto besser, dann haben wir mehr Platz.“

„Ich habe aber keine Betten.“

„Thut nichts, wir werden auf dem Boden schlafen.“

„Auch habe ich keinen Tisch und Stühle.“

„Nun dann werden wir auf unseren Kisten sitzen.“

„Aber ich habe nichts zu essen für Sie.“

„Ist gar nicht nöthig, wir haben genug mitgebracht.“

„Aber, aber,“ rief die Frau in Verzweiflung, „in dem Zimmer sind mehrere Verwundete gestorben.“

„Dann wollen wir versuchen, so gut wie möglich darin zu leben. Madame, der Herr Commandant hat befohlen, wir sollten hier wohnen, und was der Herr Commandant befiehlt, das muß geschehen. Also Platz gemacht, Madame!“

Mit diesen Worten machten wir einen Sturmangriff auf die Hausthüre, schoben die dicke Inhaberin derselben bei Seite und drangen ein. Unsere Kisten und Körbe wurden vom Wagen abgeladen und in unserem Zimmer geborgen. Einige Bündel Stroh wurden auf dem Boden ausgebreitet und darauf legten wir uns schlafen. Obgleich es sehr eng war und stark nach Eiter und Verwesung roch, so waren wir doch froh, wenigstens ein Obdach zu haben.

Als ich so dalag und die Erlebnisse dieses Tages an meinem Geiste vorüberziehen ließ, dachte ich bei mir:

Schau, schau, das hat sich doch alles schön gemacht. Heute schon ein eigenes Zimmer, morgen ein eigenes Lazareth und dazu einen ausgezeichneten Chef-Arzt, der uns offenbar schon gewogen ist; wer hätte das gedacht! Die beiden Habichts-Nasen am Eingang des Dorfes habe ich für unglückbedeutende Sturmvögel gehalten; aber die Johanniter, dieses Häuflein Friedenstauben, die so still und sanft ihr Abendessen pickten, und unseren Worten gütig Beifall nickten, sie beschämen meinen schwachen Glauben; sie haben uns Segen gebracht. —

Elftes Capitel.

Die Amtstaufe und der Amtsantritt.

Nach Mitternacht erwachte ich plötzlich durch ein sehr kaltes und unangenehmes Gefühl am Kopf. Mein ganzes Gesicht war von einer übelriechenden Flüssigkeit überströmt; die von der Decke des Zimmers auf mich herabfloß. „Was ist denn das?“ dachte ich, „es kann doch nicht hereinregnen; die Frau hat ja gesagt, daß über uns Verwundete wohnen;“ auch hörte ich die Verwundeten über uns stöhnen. Da machte ich Licht und gewahrte nun, daß ich ganz mit Eiter bedeckt war, der wahrscheinlich im oberen Gemache ausgeschüttet durch die Spalten des Bretterbodens gedrungen war... Ich hatte nicht einmal Wasser, um mich zu waschen und mußte bis zum Morgen warten, wo ich mich dann von der Richtig-

keit meiner Vermuthung überzeugte. Denn gerade über mir lag ein armer Brandenburger mit ganz zerschossener Hüfte, aus welcher bei Nacht das Blut und der Eiter in Strömen floß. Das war zwar keine Feuertaufe, aber sicher eine regelrechte Lazareth-Taufe.

Um neun Uhr waren wir im Schloß, wie der Herr Chef-Arzt es gewünscht hatte.

„Guten Morgen, meine Herren," rief er uns entgegen, „Das ist recht, daß Sie kommen; ich begleite Sie sogleich in das Typhus-Lazareth, um Sie den Aerzten dort vorzustellen. Vorher habe ich aber noch eine Bitte an Sie, welche sie mir gewähren müssen. Wollen Sie das thun?"

„Wenn es uns irgendwie möglich ist, Herr Chef-Arzt, von Herzen gern."

„Nun denn, so übernehmen Sie die Verwaltung des Depot und die Vertheilung der Liebesgaben an die einzelnen Lazarethe. Bis jetzt hat das der Herr Inspektor gethan; aber dem kann ich es nicht mehr überlassen. Den Grund kann ich Ihnen nicht angeben; jedoch hat der Inspektor mit seinen Schreibereien und mit der Verwaltung und Vertheilung der Wäsche und des Verbandzeuges genug zu thun; für die anderen Liebesgaben hat er keine Zeit. Kurz, ich wünsche, daß Sie dieselben übernehmen." Als der Chef-Arzt bemerkte, daß ich ein bedenkliches Gesicht machte, fuhr er fort: „Ja, sehen Sie, Bruder, diese Liebesgaben betrachte ich als Eigenthum der Nation, das mir anvertraut ist, für dessen Verwendung ich verantwortlich bin. Ich will nicht nach dem Krieg meinen Namen in den Zeitungen mit Koth beworfen sehen, dadurch daß es heißt: so und so viele Wagen Liebesgaben hat das La-

zareth des Dr. St. erhalten, und die Kranken haben Nichts davon gesehen. Ich will, daß alle Liebesgaben gleichmäßig und nach Bedürfniß an die Kranken vertheilt werden, und nicht, daß die Herren Aufseher und Wärter und andere Leute alles vertrinken und aufessen. Dessen bin ich aber nur dann sicher, wenn Sie das Depot verwalten und vertheilen. Sie verstehen mich?"

„Gewiß, Herr Chef-Arzt," sagte ich, „und ich danke Ihnen sehr für das Vertrauen, das sie uns schenken; aber erlauben Sie mir noch eine Frage."

„Nun, welche denn?"

„Wird nicht der Herr Inspektor ungehalten sein und es uns fühlen lassen, wenn wir ihn so aus dem Depot verdrängen? Wir möchten nicht gern schon am ersten Tage Streit bekommen."

„Da lassen Sie mich nur sorgen," versetzte der Chef-Arzt, „der Herr Inspektor hat gar nichts zu sagen, sondern hier befehle ich; und wenn er etwas will, dann sagen Sie es nur mir; ich will ihm den Standpunkt schon klar machen. Also nicht wahr, Sie nehmen es an?"

„Nicht gerne, Herr Doktor, aber da Sie es wünschen, so wollen wir es eben versuchen."

„Gut! Ich danke Ihnen," schloß der Chef-Arzt.

Unterdessen waren wir beim Typhus-Lazareth angekommen. Der Chef-Arzt ging voran die Treppen hinauf auf einen Heuboden, wo ein Theil der Kranken lag und wo der hier angestellte Stabs-Arzt mit seinem Assistenz-Arzt gerade die obligate Visite abhielt. Wir wurden den beiden Herrn als Krankenbrüder vorgestellt. Allein man denke sich unseren Schrecken; das waren wahrhaftig

die beiden Doktoren, die uns Tags zuvor so freundlich empfangen hatten. O, meine Ahnung! Gleichwohl machte ich, so gut ich konnte, ein freundliches Gesicht, und auch die beiden Herrn mußten gute Miene machen. Denn daneben stand der allvermögende und gefürchtete Chef-Arzt, der uns offenbar sehr gewogen war, und der noch einmal vor den beiden Aerzten uns unumschränkte Vollmacht gab, im Lazareth zu schalten und zu walten, mit der Weisung, uns in allen Schwierigkeiten an ihn zu wenden.

Nachdem der Herr Chef-Arzt sich entfernt hatte, begann der Stabs-Arzt zu kommandiren:

„Also meine Herren Brüder, da Sie das Lazareth übernehmen, so mache ich Sie für Alles verantwortlich, was vorkommt. Verstanden?"

„Jawohl, Herr Stabs-Arzt."

„Gut, ich werde mich an Sie halten, wenn etwas nicht in Ordnung ist. Sie werden für die Reinlichkeit sorgen; denn ich dulde keinen Schmutz. Sie werden dafür sorgen, daß die Kranken die Arzneien jede Stunde erhalten. Verstanden?"

„Jawohl, Herr Stabsarzt."

„Gut. Merken Sie es sich, meine Herren Brüder, ich verlange militärischen Gehorsam, militärischen Gehorsam. Da Sie als freiwillige Krankenpfleger sich in dieses Verhältniß begeben haben, so muß ich das verlangen. Sie brauchten nicht hierher zu kommen, Sie konnten zu Hause bleiben; da Sie sich aber nun einmal in diese Stellung begeben haben, so verlange ich absolut militärischen Gehorsam. Guten Morgen, meine Jungens!"

Diese letzten Worte galten den kranken Soldaten, die rings umher in ihren Betten lagen und den ganzen Auftritt zugehört hatten. Kaum aber hatte der Stabsarzt sich mit seinem Assistenten entfernt, als die meisten Kranken in ein Gelächter ausbrachen, und einer von ihnen sagte zu uns:

„Herr Bruder, lassen Sie sich nur nicht bange machen. Diese zwei Doktoren sind ein paar Hanswurste; sie schwätzen sehr viel, thun aber gar nichts für uns; wir werden miserabel verpflegt."

„Jawohl," rief ein anderer, „der Doktor läßt uns sterben, und wenn das so fortgeht, dann kommt kein einziger von uns mehr nach Hause."

„Nein," sagte ein Dritter, „gebt Acht, das wird jetzt anders; das sind barmherzige Brüder; die kenne ich schon von früher her aus Erfahrung; jetzt werden wir gut verpflegt werden, das sollt Ihr sehen."

„Ja, meine lieben Freunde," so ergriff ich jetzt das Wort, „dieser Mann da hat recht gesagt; wir werden Sie so gut wie möglich verpflegen, und alles für Sie thun, was in unseren Kräften steht. Haben Sie nur Muth! Mit Gottes Hilfe wollen wir schon machen, daß Sie nicht sterben; nein, Sie sollen gesund werden und bald wieder nach Deutschland zurückkehren."

Nach diesen Worten gaben wir allen herzlich die Hand und begrüßten sie als unsere neuen Pflegebefohlenen.

Zwölftes Capitel.

Eine saubere Wirthschaft.

Nachdem wir unser Amt in solcher Weise angetreten hatten, begaben wir uns gleich an die Arbeit, machten den Kranken die Betten, gaben ihnen zu trinken und sagten jedem ein paar freundliche theilnehmende Worte. Schnell waren aller Herzen für die neuen Brüder gewonnen: denn die Kranken wußten jetzt, daß sie jeden Dienst von uns verlangen konnten, ohne fürchten zu müssen, daß ihnen etwas abgeschlagen werde. Namentlich waren diese armen, von Ruhr und Typhus todtmatten Menschen unaussprechlich froh, daß ein Lazarethgehilfe, ein grober, roher Unteroffizier, weggekommen war. Derselbe hatte die Kranken furchtbar brutal behandelt, hatte ihnen nie zu trinken gegeben, sondern beständig gezankt und geschimpft, ja er hatte, wie man uns sagte, einige Kranke geprügelt. Einer derselben sagte mir: „Wenn ich den Unteroffizier nur sehe, so dreht sich mir das Herz im Leib herum.“ Diesen Unteroffizier ereilte indessen die verdiente Strafe. Am Tag, wo wir ins Lazareth einzogen, bekam er die Ruhr und hatte vierzehn Tage daran zu leiden. Als er wieder genesen war und in unser Lazareth zurückkehrte, um uns zu helfen, sagte ich ihm: „Unteroffizier, jetzt wissen Sie, wie es einem zu Muthe ist, wenn man schwerkrank im Bett liegt; deßhalb erleichtern Sie jetzt den andern ihr hartes Loos, wie wir es Ihnen erleichtert haben.“ Allein er war nach wie vor. Da sagte ich ihm einmal derb

die Wahrheit, und er werde sicher noch einmal dafür gestraft werden, daß er die andern so schlecht behandle. Richtig, einige Tage nachher ergriff ihn der Typhus. Da sich sein Zustand von Tag zu Tag verschlimmerte, mußten wir ihn allein in ein Zimmer legen; endlich bekam er am Halse ein großes Geschwür, das einen unerträglichen Geruch verbreitete, bis er zuletzt unter heftigen Schmerzen, welche ihm die Besinnung raubten, starb.

Ja, der Chef-Arzt hatte wohl Recht zu sagen, daß in diesem Lazareth Hilfe am meisten Noth thue; das sahen wir mit jedem Augenblick mehr ein.

Nur etwa zwanzig der am schwersten Erkrankten lagen in den Stuben zweier nebeneinander liegender Bauernhäuser. Dreißig schwer Kranke waren auf einem Heuboden untergebracht, der nur einige dünne Bretter vom Dache getrennt war. Diese waren noch am besten daran; denn sie hatten wenigstens Betten und Strohsäcke. Dreißig andere aber lagen zu ebener Erde in einer Scheune, durch die der Wind pfiff und in die es hereinregnete. Da diese weder Betten noch Strohsäcke hatten, so lagen sie Tag und Nacht in ihren Kleidern auf halbverfaultem, blut- und schmutzgetränktem Stroh, und hatten nur eine einzige wollene Decke, um sich einzuhüllen; den Kopf mußten sie auf den harten Tornister legen. Dazu hatten alle die Ruhr, und zwar viele im höchsten Grad, mit heftigen Schmerzen und fortwährendem Blutverlust. Dabei hatten sie keinen Abtritt in der Nähe, keine Grube, kein Geschirr, nichts, gar nichts. Diese Unglücklichen, die sich vor Schwäche kaum erheben konnten, mußten bei jedem Anfall ihrer schrecklichen Krankheit die Scheune

verlassen, und sich bei strömendem Regen und in schneidender Kälte über die Straße hinüber eine ganze Strecke weit in einen entlegenen Garten schleppen. Viele konnten den Garten nicht mehr erreichen, und der Boden der Scheune sowohl, als die ganze Straße war daher mit Blutlachen überdeckt. In der Scheune selbst war ein unerträglicher, eckelhafter Geruch. Mehrere Kranke hatten ihre von Blut und Schmutz starrenden Kleider ausgezogen, und lagen nun im Hemd, bloß in den Mantel und eine wollene Decke gehüllt auf dem Stroh. Und das hatten die beiden obenbeschriebenen Aerzte, hatten die Wärter nicht einige Tage, nein Wochen lang mit angesehen und hatten nichts dafür gethan. Aber freilich der Stabs-Arzt, der da hätte sorgen sollen, steckte alle Morgen einmal den Kopf herein und rief als echter Berliner: „Juten Morjen, Jungens! Jut jeschlafen? Jut jefrühstückt? Na, det is jut!“ Und ohne auf das Jammern und Klagen dieser armen Leute zu achten, ohne ihnen auch nur eine Arznei zu verschreiben, lief er wieder davon. Der Wärter aber kam täglich nur dreimal, um ihnen die Lazareth-Kost zu verabreichen. Und welche Kost! Morgens schwarzen Kaffee ohne einen Tropfen Milch; dazu ganz schwarzes, oft verschimmeltes Brot. Die wenigsten konnten die schwarze Brühe trinken, oder sie mußten sich unmittelbar nachher erbrechen; viele tranken sie mit der größten Ueberwindung, um nur etwas Warmes in den Leib zu bekommen. Das Brot aber ließen alle unberührt liegen, weil es ihnen heftige Leibschmerzen und Verschlimmerung der Ruhr verursachte. Des Mittags bekamen sie etwas Fleischsuppe und ein Stück Kuh-

fleisch, das einzige einigermaßen Genießbare während des ganzen Tages; am Abend eine kraftlose Wassersuppe. Bei einer solchen Kost konnte kein Kranker leben, noch viel weniger gesund werden.

Diesem Uebelstande mußte abgeholfen werden.

Dreizehntes Capitel.

Eine Lazareth-Reformation.

Wir fragten also nach, ob denn für unsere Ruhr- und Typhuskranken keine Milch zu haben sei. Da hieß es aber: Nein; die Lazareth-Küche liefere täglich dreimal nur die vorgeschriebene Kost. Milch aber sei auch um schweres Geld nicht zu bekommen; denn es gebe keine Kühe mehr im Dorf. Da wir von mehreren Seiten mit dieser Antwort abgespeist wurden, so waren wir nahe daran, derselben Glauben beizumessen.

Als aber einer meiner Kranken in seinen furchtbaren Schmerzen ausrief:

„O Bruder, ich bitte Sie um Gottes Willen, nur einen Tropfen warme Milch; ich halte es nicht mehr aus!" Da lief ich hinaus, entschlossen, nicht zu ruhen, bis ich um jeden Preis etwas Milch gefunden hätte. Und siehe da, auf der Straße begegnet mir ein Lazareth-Gehilfe mit einem Topf Milch. Sogleich halte ich ihn an und frage ihn:

„Für wen ist denn diese Milch?"

„Für mich!" war die trotzige Antwort.

„So! Und wo haben Sie dieselbe her?"

„Ich habe sie dort in jenem Haus gekauft."

„Aha! dachte ich, also gibt es doch noch Kühe hier;" und damit eilte ich auf das bezeichnete Haus zu. Auf der Schwelle rannte ich fast einen Soldaten über den Haufen, der ebenfalls mit einem vollen Topf Milch herauskam.

„Für wen ist diese Milch?" rief ich.

„Für den Herrn Stabs-Arzt."

„Wie oft holen Sie hier welche?"

„Täglich zweimal, Herr Bruder; Morgens und Nachmittags zum Kaffee."

„Und was kostet sie?"

„Zwei Groschen der Schoppen."

„Gut!" sagte ich, und trat nun meinerseits in das Haus. Ich versprach der Frau fünf Pfennige (Centimes) mehr als der Stabs-Arzt für den Schoppen zu geben, wenn sie mir täglich alle ihre Milch verkaufen wolle. Schnell waren wir Handels einig. Ich legte ihr ein blankes Fünf-Franken-Stück vor die Nase, damit sie um so fester anbeiße und erhielt für heute noch drei Maaß Milch.

„Und nun, gute Frau," sagte ich, „machen Sie schnell Feuer und sieden Sie mir diese Milch; ich brauche sie für meine Kranken. In einer halben Stunde komme ich wieder."

Mit diesen Worten eilte ich fort ins nächste Haus. Richtig! da war auch Milch zu haben und folglich gab's auch Kühe. Auch hier wurde derselbe Handel vorgeschlagen, angenommen und geschlossen. Ich hatte noch nicht die Hälfte des Dorfes durchsucht und schon hatte ich zwölf bis

fünfzehn Maß Milch beisammen, die mir nicht nur täglich von den französischen Bauern geliefert, sondern auch von ihnen Morgens, Mittags und Abends zur bestimmten Stunde gekocht wurde.

Als ich nach einer halben Stunde mit einem großen Kessel voll heißer Milch im Lazareth erschien, ha! was machten da die Kranken große Augen! Kaum aber hatte der erste davon getrunken, so rief er voll Freude:

„O Bruder, lieber Bruder, meine Schmerzen sind ganz verschwunden. Gott lohne es Ihnen! Sie sind unser Retter!"

Als das die andern hörten, da gab es eine große, Aufregung; alle streckten die Hände aus und riefen:

„Bruder, mir auch warme Milch! Bitte, bitte! Mir auch! Mir auch!"

Alle erhielten und fühlten eine große Erleichterung ihrer Schmerzen davon. Dies bestärkte mich sehr in meinem Vorhaben und wir vertheilten nun aus eigenen Mitteln täglich dreimal Milch an unsere Kranken. Damit kehrte auch eine ganz andere Stimmung in die Herzen unserer Patienten ein; frohe Hoffnung auf Wiedergenesung trat an die Stelle der früheren Verzweiflung.

Statt des schwarzen Brotes brachten wir feinen und leichten Zwieback, wovon wir aus Corny zwei große Fässer voll mitgenommen hatten; sobald unsere Reconvaleszenten es ertragen konnten, kauften wir gutes Weißbrod von den Franzosen, und als am zweiten Tag einer von uns das Liebes-Gaben-Depot im Schloß übernahm, kamen auch täglich ein Dutzend Flaschen Portwein, Tokayer und Bordeau in unser Lazareth, von dem die

Kranken bis dahin nichts gesehen hatten. Allein vor der Uebernahme des Depots setzte es noch eine kleine Scene mit dem Inspektor ab.

Als ich nämlich am Morgen des zweiten Tages zum Chef-Arzt kam, um ihm, wie er es wünschte, über unser Lazareth zu berichten, klagte ich ihm den Abgang aller Utensilien in unserem Lazareth: Kein Besen, kein Abwaschlumpen, kein Kübel, kein einziges Glas, kein Löffel, kein Messer, und schließlich keine Strohsäcke und keine Geschirre für unsere dreißig Ruhrkranken in der Scheune.

„Ich habs ja gesagt," rief der Chef-Arzt, „der Doktor N. sorgt für gar nichts; aber da muß augenblicklich abgeholfen werden. Gehen Sie also zum Inspektor und verlangen Sie von ihm alles, was Sie brauchen, und sagen Sie ihm, ich schicke Sie. Oder warten Sie, ich gebe Ihnen lieber eine schriftliche Anweisung, dann haben alle Ausflüchte des Herrn Inspektors ein Ende.

Der Chef-Arzt setzte sich, schrieb alle Bedürfnisse unseres Lazarethes auf und seinen Namen darunter. Ich dankte und wollte eben damit zum Inspektor eilen, als der Chef-Arzt mich zurückrief:

„A propos, wie stehts es, Bruder? Haben Sie jetzt die Verwaltung des Depots angetreten?"

„Noch nicht, Herr Chef-Arzt. Ich habe schon zweimal einen Bruder zum Herrn Inspektor geschickt; aber dieser hat ihn beidemal abgewiesen; das erstemal mit der Weisung, er habe jetzt keine Zeit; das anderemal mit dem Bescheid, er brauche den Bruder nicht."

„So, so, er brauche den Bruder nicht? das glaube ich gern. Aber ich brauche den Bruder und ich will ihn. Dem Inspektor werde ich sogleich was anderes sagen."

„Herr Chef-Arzt," sagte ich, „ich möchte Sie noch einmal bitten, uns mit dem Depot zu verschonen; es macht zu viel böses Blut."

„Nein, nein!" rief der Chef-Arzt; „jetzt soll der Inspektor seinen Willen gerade nicht haben. Die Herren sollen wissen, daß ich Herr bin in meinem Lazareth. Ich will Ihnen und Ihren Brüdern gerne jeden Gefallen thun; aber jetzt thun Sie mir auch einen und übernehmen Sie das Depot."

Mit diesen Worten ging er hinaus und ließ den Inspektor rufen. Dieser erschien und wurde vom Chef-Arzt mit der Frage empfangen:

„Herr Inspektor, warum haben Sie dem Bruder das Depot noch nicht übergeben? Ich hatte es Ihnen doch befohlen."

„Entschuldigen Sie, Herr Chef-Arzt, ich habe noch keinen Augenblick Zeit gehabt."

„Dann werden Sie sich die Zeit nehmen und zwar jetzt sogleich; holen Sie den Schlüssel, ich will dabei sein. Und Sie Herr Bruder, so wandte er sich zu mir, haben Sie doch die Güte den Bruder herbeizurufen, der das Depot übernehmen soll."

Ich ging und schickte einen Bruder ins Schloß. Derselbe übernahm nun neben der Krankenpflege auch noch die Vertheilung der Liebesgaben und versah dieses durch die Umstände so schwierige und dornenvolle Amt zwei Monate lang mit der größten Umsicht und zur

vollsten Zufriedenheit nicht nur des Chef-Arztes, sondern auch der übrigen zwölf Doktoren, aller fünf Inspektoren, die wir das Glück hatten zu besitzen, sogar aller Lazareth-Gehilfen und Militär-Wärter; denn Niemand wurde bei der Vertheilung vergessen oder kam zu kurz; so wollte es der Chef-Arzt. Er selbst hatte die Regel niedergelegt, nach welcher die Vertheilung vorzunehmen sei. Die feinen Weine, Portwein, Tokayer, Bordeaux, sodann Zucker, Chokolade, Zwieback, Schinken, das war Alles ausschließlich für die Verwundeten und Kranken bestimmt. Die Lazareth-Gehilfen bekamen täglich Cognac, Rum, Tabak oder Cigarren.

Nachdem in dieser Weise Küche und Keller, als die Seele jedes Gemeinwesens, wohl geordnet und reformirt war, mußte noch einem anderen schreienden Bedürfnis abgeholfen werden. Unser Ruhr-Lazareth besaß wie gesagt kaum ein einziges Geschirr, und beim Inspektor war keines zu haben. So zog ich eben wieder im Dorf von Haus zu Haus und kaufte große Suppentöpfe und Wasser-Eimer zusammen. Mit einer Taschensäge schnitten wir dann aus leeren Kisten improvisirte Nachtstühle, und schon am dritten Tag war für jede Scheune einer fertig.

Nach langem Fragen und Suchen fanden wir am Nachmittag den Herrn Inspektor wieder und erpreßten von ihm außer anderen Kleinigkeiten auch dreißig neue wollene Decken und dreißig leere Strohsäcke. Ich machte mich mit einem anderen Bruder gleich auf den Weg um Stroh zu suchen. Aber da war guter Rath theuer; die Bauern wollten keines mehr haben und behaupteten, man habe ihnen schon alles weggeholt und in die dreihundert

Strohsäcke der anderen Lazarethe gestopft. Endlich verrieth mir eine etwas boshafte Bäuerin einen geheimen Heuboden ihrer Nachbarin, wo noch viel Stroh lag. Ich klopfte lange vergebens an der verschlossenen Hausthüre; die da drinnen schienen etwas zu ahnen und verhielten sich wie ausgegangene Leute. Wir stiegen nun durch eine Lucke in die Scheune, öffneten das Thor von innen und ließen das Tageslicht hereinspazieren. Da erblickten wir auf dem oberen Boden eine Menge schönen trockenen Strohes. „Das ist gerade recht," rief ich, stieg auf den Schultern meines Begleiters hinauf, denn die Leiter war wohlweislich weggenommen worden, und warf alles Stroh auf die Tenne hinunter. Wie ich aber im besten Werfen bin, daß es eine wahre Freude war zuzusehen, öffnet sich eine Seitenthüre aus dem Hause und erscheinen zwei alte Bauernweiber, die unter Heulen und Schimpfen ein furchtbares Lamento anschlugen, daß wir ihnen ihr Stroh nehmen wollten. Laut lachend sprang ich mit dem letzten Bund Stroh herunter und sagte ihnen, sie sollten nur nicht so schreien; wir wollten das Stroh nicht stehlen sondern kaufen und der Herr Commandant habe es befohlen und der werde es auch bezahlen; was nachher wirklich geschah. Getröstet zogen sie sich zurück und wir begannen nun die Strohsäcke nach allen Regeln der Kunst, wie wir es im Spital gelernt hatten, zu stopfen. Nach zwei Stunden harter Arbeit waren wir damit fertig und konnten schon am Abend unsere Kranken in der Scheune trocken und warm betten, und überdies jedem noch eine wollene Decke liefern, was in den kühlen Herbstnächten eine große Wohlthat war.

So thaten wir, was wir konnten, und gönnten uns keinen Augenblick Ruhe; in den ersten Tagen, wo wir nur zu vier waren, wachten wir jede Nacht, und gingen von Bett zu Bett, um den Kranken zu trinken zu geben, oder halfen ihnen aufstehen, wo es nothwendig war. Und in der ersten Zeit standen wir in diesen langen Nächten gar manchem armen sterbenden Soldaten bei, linderten seine Schmerzen und sprachen ihm Trost zu, so daß sie wenigstens mit Reue über ihre Sünden und mit Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit aus dem Leben schieden.

Obgleich die ersten vierzehn Tage und Nächte in der ansteckenden und verpesteten Luft das Schwerste waren, was wir in diesem ganzen Kriege durchgemacht haben, so waren wir doch überglücklich. Der Chef-Arzt, dem ich täglich Bericht erstatten mußte, war sehr zufrieden; die Johanniter bezeigten uns die größte Anerkennung für unsere Leistungen, und was uns das Liebste war, unsere Kranken waren unaussprechlich erleichtert, getröstet, zufrieden und von Herzen dankbar.

Nur zweien konnten wir es nicht recht machen; zwei gaben uns kein gutes Wort, würdigten uns keines freundlichen Blickes, sondern raisonirten, schimpften und zankten uns in einem fort; und diese zwei waren: Unser Stabs-Arzt, der Berliner, und sein Assistenz-Arzt, der andere Berliner. Das waren nun einmal Sturmvögel und der Sturm blieb nicht aus.

Vierzehntes Capitel.

Der Sturm beginnt mit einer Milch-Cur.

An dem Tag, an welchem ich meinen Kranken zum ersten mal Milch verabreichte, kam der Stabs-Arzt um neun Uhr Morgens die Treppe unseres Lazarethes heraufgepoltert, und der Assistenz-Arzt mit wichtiger Miene hinterdrein. Oben angekommen rief der Stabs-Arzt:

„Juten Morjen Jungens! Jut jeschlafen? Jut jefrühstückt? Nu, wie jehts? Herr Bruder, ich werde jetzt die Visite halten. Wie ist es diese Nacht im Alljemeinen jejangen? Nichts Besonderes vorjefallen?"

Der eben anwesende Bruder entschuldigte sich, daß er darüber keine Auskunft geben könne, da er die vergangene Nacht nicht im Lazareth gewacht habe.

„Zum Donner!" fuhr der Stabsarzt zornig los, „wo ist der Bruder, der die Nachtwache gehalten hat? Der hat um neun Uhr, wenn ich die Visite halte, hier zu sein und Rapport zu erstatten. Wo ist er?"

„Hier bin ich, Herr Stabs-Arzt," sagte ich eintretend.

„Wo sind Sie gewesen?" herrschte mich jener an.

„Ich mußte einige Geschirre ausleeren, Herr Stabs-Arzt, und da dies in der Nähe des Dorfes verboten ist, so mußte ich aufs Feld hinaus und dort erst ein Loch graben."

„Sie haben aber hier zu sein, wenn ich die Visite halte; verstehn Sie mich? Ich verlange militärischen Gehorsam. Das ist eine unerträgliche Nachlässigkeit; nichtwahr Herr Assistenz-Arzt?"

„Ja wohl, eine unerträgliche Nachlässigkeit," bestätigte dieser.

Jetzt begann das Examen der einzelnen Patienten. Als einige derselben aussagten, es gehe ihnen heute viel besser, und sie hätten keine Schmerzen mehr, da sagte der Stabs-Arzt höchst selbstzufrieden:

„Aha! da hat meine Medizin geholfen!"

„O nein, Herr Stabs-Arzt," erwiderte schnell der Patient; „nach der Medizin ists immer ärger geworden. Aber seitdem der Bruder uns warme Milch gegeben hat geht es uns allen viel besser."

„Warme Milch?" fragte der Stabs-Arzt und blickte erst den Assistenz-Arzt und dann mich zornig an; „wer hat denn das verordnet?"

„Ich nicht; ich durchaus nicht!" vertheidigte sich der Assistent.

„Herr Stabs-Arzt," sagte ich ruhig, „ich habe den Leuten heiße Milch gegeben, weil ich die Erfahrung gemacht habe, daß es die Schmerzen und die Heftigkeit der Ruhr lindert."

Da brach der langverhaltene Sturm los.

„Wie können Sie sich unterstehen, den Kranken ohne meinen Befehl etwas zu geben? Ich verbiete mir das allen Ernstes. Sie haben hier zu gehorchen und nicht nach Ihrem Kopf zu handeln. Ich verbiete Ihnen streng, noch einem einzigen Kranken Milch zu geben. Milch ist sehr schädlich; das ist ja klar; nicht wahr Herr College?"

„Gewiß! sehr schädlich!" ließ sich das Echo des Assistenz-Arztes vernehmen.

„Aber Herr Doktor," sagte der Patient kleinlaut, „es ist mir doch auf die Milch viel besser geworden und ich fühle mich wie neugeboren."

„Mein lieber Freund," sagte der Stabs-Arzt, „das verstehen Sie nicht. Essen Sie brav Suppe, das ist viel besser für Sie."

Nun gings zum zweiten Kranken.

„Juten Morjen! Nun wie jehts den Ihnen?

„Ach, Herr Doktor, ich habe heut Nacht zum erstenmale wieder geschlafen. Gott sei Dank, daß die Militär-Wärter fort sind; seither hat man doch auch Ruh und bekommt auch oft zu trinken."

„Na, das freut mich, daß Sie jeschlafen haben. Haben Sie auch brav Medizin genommen? Was ist denn das? Die Flasche ist ja noch halb voll! Bruder, habe ich Ihnen nicht befohlen, diesem Mann bei Tag und bei Nacht stündlich einen Löffel Medizin zu geben? Warum haben Sie es nicht gethan?"

„Herr Stabs-Arzt," sagte ich, „dieser Mann hat seit langer Zeit zum erstenmal wieder schlafen können, und da wollte ich ihn nicht wecken."

„Wie! Was! Sie haben zu thun, was ich Ihnen befehle. Wie können denn die Leute gesund werden, wenn sie keine Medizin bekommen? Also ich muß unbedingt verlangen, daß Sie Herr Bruder meinen Befehlen pünktlich gehorchen, oder ich muß andere Maßregeln ergreifen. Dieser Mann muß stündlich einen Löffel Medizin bekommen; verstanden?"

„Aber Herr Stabs-Arzt," klagte der Kranke mit jämmerlicher Stimme, „nach der Medizin be-

komme ich immer furchtbare Schmerzen und sie hilft doch nicht."

„Gut!" sagte der Herr Stabs-Arzt, „dann verschreibe ich Ihnen eine andere. Probiren wir es einmal mit Kali . . . . oder Strychnin."

Und so wurde probirt und probirt, bis die Leute starben, was in den ersten Tagen unseres Wirkens im Lazareth noch häufig der Fall war.

Trotz des vielen Raisonirens und Schimpfens war die Visite des Herrn Stabs-Arztes bei unseren achtzig Kranken in einer halben Stunde beendigt; denn er konnte die Lazareth-Luft nicht leiden; zum Schluß aber verbot er mir noch einmal ausdrücklich, den Kranken Milch zu geben.

Die armen Soldaten waren, als sie dies hörten, in großer Aufregung, ballten die Fäuste und riefen dem Stabs-Arzt Verwünschungen nach. Ich mußte sie beruhigen, indem ich ihnen sagte:

„Meine lieben Freunde, seien Sie nur ruhig, ich will schon machen, daß Sie wieder Milch bekommen; verlassen Sie sich darauf."

Sogleich verfügte ich mich zum Chef-Arzt ins Schloß und setzte ihn von dem Vorfall in Kenntnis, beschrieb ihm den Zustand unserer Kranken, sowie die Behandlung des Stabs-Arztes und bat um Verhaltungsmaßregeln. Nachdem er Alles angehört hatte, sagte er: „Der Herr Doktor N. ist ein Esel, wie man sich keinen größeren denken kann; mit dem läßt sich nichts anfangen und der bringt die Leute um mit seiner Behandlung. Sie haben ganz recht gethan, und ich befehle Ihnen, sowohl den Ruhr- als auch den Typhus-Kranken so viel warme Milch

zu geben, als Sie nur wollen; und wenn Jemand Sie zur Rede stellt, so sagen Sie nur, ich hätte es befohlen."

Nachdem ich vom Chef-Arzt die Billigung meiner Milch-Cur und die Vollmacht zur Fortsetzung derselben erhalten hatte, begab ich mich ins Lazareth zurück und begann von Neuem meine Milchvertheilung. Als ich gerade mit dem vollen dampfenden Kessel über die Straße ging, da kam zum Glück oder Unglück, wer kann es sagen, mein Stabs-Arzt daher. Kaum hatte er mich erspäht, so schoß er wie der Sperber auf ein armes Hühnchen auf mich los und schrie: „Was! Vertheilen Sie den Kranken schon wieder Milch?"

„Ja wohl, Herr Stabs-Arzt," sagte ich und setzte den Kessel ruhig nieder, um ja keinen Tropfen zu verschütten.

„Wie können Sie sich unterstehen, meinem ausdrücklichen Befehl zuwider zu handeln?"

„Entschuldigen Sie, Herr Stabs-Arzt, ich habe dem Herrn Chef-Arzt über den Zustand und die Behandlung Ihrer Kranken Bericht erstattet, und er war vollkommen damit einverstanden, daß heiße Milch für dieselben das Beste sei, und derselbe hat mir befohlen den Kranken täglich solche zu geben, und daran werde ich mich halten."

„Wie! Was! der Chef-Arzt? Was geht Sie denn der Chef-Arzt an? Ich bin Ihr Vorgesetzter; verstehen Sie mich?"

„Das ist wahr; aber das hindert nicht, daß ich mich an den Herrn Chef-Arzt wende, wann und wo ich es für gut finde."

„Das ist mir eine saubere Geschichte!" platzte der Stabsarzt heraus und rannte davon; ich aber mit meiner Milch ins Lazareth.

So gab es täglich neue Scenen, neue Schimpfereien bis zum Ueberdruß, und jeder, auch der lächerlichste und erlogenste Vorwand mußte herhalten, um die verhaßten Brüder öffentlich abzukanzeln. Bald war es die Unreinlichkeit des Heubodens, bald die schlechte Luft in der Scheune, wieder ein anderesmal die Unordnung, welche den Stoff liefern mußte; und doch thaten wir, was wir nur konnten, ja mehr als wir auf die Dauer ertragen konnten. Die Kranken sagten, es sei Alles hundertmal besser als vorher. Der Stabs-Arzt dagegen wagte es mit dürren Worten zu behaupten: „Seitdem diese Brüder da sind, ist im Lazareth eine Schweinerei und eine Verwirrung, daß es unerträglich ist. Vorher genügten zwei Militärwärter und Alles war proper und in Ordnung und die Kranken waren zufrieden. Jetzt genügen sechs solche Brüder nicht und die Kranken sind mit Nichts zufrieden.“

Das war nun freilich ausgezeichnet gelogen und Niemand glaubte es dem Stabs-Arzt; aber dabei machte er uns das Leben doch recht sauer. Wir wären ihn gerne los gewesen und baten den Chef-Arzt, uns und die Kranken von diesem Herrn zu befreien. Lange wollte dies nicht gelingen, weil die vorliegenden Klagen nicht bedeutend genug schienen, um ein ernsteres Einschreiten zu rechtfertigen. Endlich aber gelang es doch. Denn das Sprichwort sagt: der Krug geht so lang zum Brunnen bis er bricht; und bei uns im Schwabenland sagt man: Aller G'spaß thut nur a Weile guet. Es kam zu einigen Auftritten, welche dem Herrn Stabs-Arzt den Hals brachen; und das geschah folgendermaßen.

Fünfzehntes Capitel.

Es donnert und blitzt bei einer Wasser-Cur.

Eines Tages kam der Befehl, aus dem Ruhr- und Typhus-Lazareth einige Reconvaleszenten zu evakuiren, um neu angekommenen Platz zu machen. Der Stabs-Arzt kam mit dem gewöhnlichen Eifer angestürzt und schrie fortwährend: „Evakuiren! evakuiren! Jetzt wird evakuirt!“ Dann, ohne sich weiter nach dem Befinden der einzelnen Kranken zu erkundigen, bestimmte er diejenigen, welche das Lazareth verlassen sollten, um auf Leiterwagen entweder auf die Eisenbahn nach Ars sur Moselle, oder in ein Etappenlazareth nach Corny gebracht zu werden. Unter diesen Kranken waren aber einige, die weder stehen noch gehen konnten und täglich noch viel Blut verloren. Wir sagten dies dem Stabs-Arzt. Der aber war eigensinnig und schrie: „Ach was! Wir müssen evakuiren, evakuiren!“

Da baten die Kranken selbst, man möchte ihrer schonen und sie noch einige Tage dalassen.

„Nichts da!“ schrie der Berliner „heraus aus den Betten! Sie werden evakuirt; Sie sind nur zu faul um aufzustehen; marsch! heraus!“

Einige gehorchten zitternd vor Schwäche und kleideten sich mit Hilfe der Krankenbrüder an. Einer aber konnte sich durchaus nicht aufrecht halten. Nochmals bat ich den Stabs-Arzt, wenigstens diesen Mann da zu lassen; als er mich aber anschnauzte, dachte ich: „Warte, Män-

neken, diesmal sollst du es bereuen; ich will doch sehen, wer es gewinnt.“ Damit rannte ich spornstreichs zum Chef-Arzt auf das Schloß und zeigte ihm die Sache an. Er ging sogleich mit mir ins Lazareth und ohne den Stabs-Arzt eines Blickes zu würdigen, wendete er sich an die kranken Soldaten, welche fortgeschickt werden sollten und befragte sie, ob sie sich stark genug fühlten um aufzustehen und zu reisen. Als einige es verneinten, befahl er ihnen zu bleiben. Dann zum Stabs-Arzt gewendet sagte er: „In Zukunft wird hier kein einziger mehr evakuirt, den ich nicht vorher selbst gesehen habe;“ und nach diesen Worten ließ er uns mit dem verblüfften Stabs-Arzt allein. Dieser erholte sich aber bald von seinem Schrecken und fiel nun über mich her: „Was brauchen Sie denn gleich zum Chef-Arzt zu laufen, Sie Mensch! Ich bin Ihr Vorgesetzter hier, und an mich haben Sie sich zu wenden! Verstehen Sie mich?“

„Das habe ich gethan, Herr Stabs-Arzt; aber wenn Sie fortfahren die Kranken so zu behandeln wie bisher, so werde ich jedesmal zum Chef-Arzt laufen, das verspreche ich Ihnen.“

Dies war der erste Donnerschlag; und jetzt kommt der zweite.

Am folgenden Tag kam der Stabs-Arzt ins Lazareth, und um seine Sorgfalt für die Kranken zu zeigen, befahl er, daß bei einigen Typhus-Kranken, welche trotz aller Medizinen bis zum Aeußersten gekommen waren, die Kalt-Wasser-Cur angewendet werden solle. Er schloß seine Instruktion mit den Worten:

„Hiebei verlange ich von den Brüdern die genaueste Befolgung meiner Befehle; denn es handelt sich um das

Leben dieser Leute. Sie, Herr Assistenz-Arzt, werden bei den Einwickelungen zugegen sein und aufpassen, damit Alles in der gehörigen Ordnung geschieht; auf die Brüder kann ich mich doch nicht verlassen."

„Gewiß, Herr Stabs-Arzt, sagte der Assistent, ich werde dafür sorgen."

Der Stabs-Arzt ging, der Assistent blieb da. Zu diesem sagte ich:

„Nun, Herr Doktor, sollen wir jetzt anfangen? Was soll zuerst geschehen?"

Der Assistent aber, nachdem er sich durch's Fenster vergewissert hatte, daß der Stabs-Arzt wirklich weggegangen sei, sagte:

„Ach hören Sie, Herr Bruder, Sie können das schon allein machen. Sie kennen ja die Kalt-Wasser-Cur und die Einwickelungen, nicht wahr?'

„Jawohl, Herr Doktor, aber es wäre mir doch lieb, wenn Sie dabei wären, weil es der Herr Stabs-Arzt einmal so will."

„Nein, nein, das ist gar nicht nothwendig; ich verlasse mich ganz auf Sie; Sie werden das schon machen."

Mit diesen Worten ging er in das andere Haus unseres Lazarethes hinüber, um dort auch die ganze Ausführung des stabsärztlichen Befehls dem Kranken-Bruder zu übertragen. Dieser aber erklärte ihm, er verstehe nichts von dieser Cur, und der Herr Assistenz-Arzt solle sie nur selber an den Kranken vornehmen. Dazu mußte sich derselbe nolens volens bequemen. Wie genial er es aber ausführte, das werden wir gleich sehen. Unterdessen spazierte der Stabs-Arzt im Bewußtsein, aufs Beste für

seine Kranken gesorgt zu haben, mit brennender Cigarre im Dorf umher und betrachtete sich Land und Leute zum hundertsten mal. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten und das Unglück des Stabs-Arztes schreitet schnell in der Person des Herrn Chef-Arztes in das Typhus-Lazareth. Ich hatte eben meine Patienten in nasse Leintücher und wollene Decken eingewickelt, als der Chef-Arzt eintrat. Erstaunt und mitleidig betrachtete und untersuchte er die armen Leute, welche zitternd und stöhnend in den nassen kalten Tüchern lagen. Dann aber schwoll seine Stirnader hoch an und er fragte mich mit unterdrücktem Zorn: „Hat das wieder einmal der Stabs-Arzt befohlen?"

„Jawohl, Herr Chef-Arzt," erwiderte ich.

„Wann hat er das befohlen?"

„Vor einer Stunde ungefähr."

Dann sagte der Chef-Arzt kein Wort mehr, sondern wollte forteilen. Ich aber hielt ihn zurück und befragte ihn über den Zustand dieser Kranken.

„Diese drei da," sagte er, „sind verloren, und es ist eine Verrücktheit vom Stabs-Arzt, sterbende Menschen noch einwickeln zu lassen."

Dann befahl er mir, gerade diesen Kranken jede halbe Stunde einen Löffel starken Wein zu geben; vielleicht werde es noch helfen. Darnach ging er hinüber in das andere Haus; da kam er gerade recht. Starr vor Erstaunen bei dem unerwarteten Schauspiel blieb er auf der Schwelle stehen. In der Mitte des Zimmers stand auch ein so halbtodter Typhus-Patient, um den bloßen Leib ein nasses Leintuch geschlagen; rechts hielt

ihn der Assistenz-Arzt, links der Bruder, damit er nicht umfalle.

„Was ist denn das? Was machen Sie denn da?" fragte der Chef-Arzt.

„Herr Chef-Arzt, erwiderte der Assistent, ich wickle diesen Kranken in nasse Tücher."

„Ja, aber ums Himmels Willen, rief der Chef-Arzt entrüstet, macht man denn das so? Geht man denn so mit todtkranken Menschen um. Der Mann kann ja vor Schwäche und Schmerzen nicht stehen. Nein, das ist doch zu toll! Augenblicklich legen Sie den Kranken auf ein Bett." Beim Weggehen sagte er noch: „Wenn ichs nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, so würde ich wahrhaftig eine so barbarische Eselei nicht glauben; ich will der Geschichte aber bald ein Ende machen."

Sechzehntes Capitel.

Es schlägt ein nach einer Mist-Cur.

Wenige Tage später kam ich Morgens ins Lazareth, nachdem der Stabs-Arzt die Visite bereits gehalten hatte. Die anderen Krankenbrüder empfingen mich gleich mit der Nachricht, der Stabs-Arzt habe wieder furchtbar geschimpft und getobt: Diesmal über Unreinlichkeit und Nachlässigkeit. Unter anderem warf er uns vor, wir hätten schmutzige Charpie zum Fenster hinaus auf die Straße geworfen. Der Bruder erwiderte ihm zwar, wir hätten

ja gar keine Charpie im Gebrauch, indem wir keinen einzigen Verwundeten, sondern nur innerlich Kranke zu verpflegen hätten. Wenn also Charpie auf der Straße liege, so rühre dieselbe gewiß nicht von uns her, und wir seien somit auch nicht verpflichtet, sie wegzuschaffen. Der Stabs-Arzt wollte jedoch nichts hören, sondern befahl kategorisch einem der Brüder die Charpie aus dem Misthaufen und den Pfützen vor dem Lazareth herauszuschaffen. Ich sagte nun dem Bruder, er solle nichts von alle dem thun und dem Stabs-Arzt gegenüber sich nur auf mich berufen. Nach einiger Zeit kam der alte Cerberus richtig wieder, um sich zu überzeugen, daß sein Befehl ausgeführt worden sei. Als er jedoch das Gegentheil gewahrte, schoß er wie eine Brandrakete die Treppe herauf und über den Bruder her. Dieser hielt sich wacker und sagte zuletzt, der andere Bruder habe auch gesagt, er brauche die Straße nicht zu reinigen. Da lief der Doktor wie ein angeschossener Eber hinaus um mich zu suchen. Als er meiner habhaft geworden, schrie er mich an:

„Wie! Sie haben dem andern Bruder gesagt, er brauche mir nicht zu gehorchen! Wissen Sie, daß ich Sie alle miteinander aus meinem Lazareth hinausjagen kann?"

„Thun Sie das doch, Herr Stabs-Arzt," erwiderte ich ganz kalt; „ich bin Ihre Behandlung schon längst satt; und wenn uns nicht die armen Kranken dauerten, so wären wir schon längst davongegangen; aber den Kranken zu lieb werden wir bleiben bis ans End."

„Das wollen wir sehen!" knirschte er. „Uebrigens Herr Bruder, wenn Sie etwa noch Zweifel in Ihrem Kopf

haben, ob ich Recht habe oder nicht, so werde ich es Ihnen zeigen. Folgen Sie mir!"

Ich war begierig, wo er mich hinführen würde, und siehe da, er führte mich auf die Straße an den Misthaufen und zeigte mir da mit der Degenspitze die Charpie.

„Entschuldigen Sie, Herr Stabs-Arzt, sagte ich, das ist keine Charpie, sondern Papier;" und dabei zog ich einige Stücke aus dem Stroh heraus.

„Ach was Papier! Charpie ist es, und Sie werden diesen ganzen Platz vor dem Lazareth durch die Brüder reinigen lassen."

Mit diesen Worten drehte er mir den Rücken und ging. Ich wollte ihm eben noch einmal rundheraus erklären, daß wir es nicht thun würden, als mir plötzlich ein guter Gedanke durch den Kopf fuhr. Auf der anderen Seite der Straße nämlich standen gerade drei Johanniter, und einige Aerzte beisammen, und diese hatten, nur fünfzehn Schritte von uns entfernt, der ganzen Scene zwischen dem Stabs-Arzt und mir aufmerksam zugesehen. Als nun der Stabs-Arzt sich grüßend zu ihnen gesellte, fragten ihn diese Herren sogleich, was er denn mit dem Bruder für Händel gehabt habe. Er begann nun über uns zu schimpfen und zu klagen, vorher sei Alles in bester und schönster Ordnung gewesen; seitdem aber diese Brüder im Lazareth angestellt wären, herrsche darin ein bodenloser Schmutz und eine unglaubliche Unordnung. Als ich dieses schöne Lob über die Straße herüber schallen hörte, dachte ich: „Warte Berliner! diesmal sollst du deinen Willen haben; aber es soll dir schlecht bekommen." Rasch ging ich ins Haus, holte einen Reisigbesen, eine

Schaufel und eine große leere Kiste herbei, und nun machte ich mich vor den Augen aller oben genannten Herren daran und wühlte mit den Händen in dem Misthaufen herum nach Charpie und Papier; dann lud ich mit der Schaufel so viel in meine Kiste, als ich tragen konnte, hob sie auf die Schulter und schleppte sie keuchend an den Herrn vorbei vor das Dorf hinaus aufs Feld. Als ich zurückkehrte, konnte ich deutlich bemerken, wie alle jene Herrn mit großer Entrüstung dem Stabs-Arzte Vorwürfe machten; er aber stand ganz kleinlaut und von allen Seiten angegriffen in ihrer Mitte. Ich fuhr ruhig in meiner Arbeit fort, kehrte die Straße, reinigte die Pfützen und füllte abermals meine Kiste. Zugleich konnte ich von drübenher hören, wie die Herrn dem Stabs-Arzt sagten: „Nein, hören Sie Herr Doktor, das ist doch zu arg; das können Sie den Brüdern nicht zumuthen, daß sie die Straße kehren und den Unrath wegschaffen. Das ist unerhört! Wenn man erfährt, wie Sie die freiwilligen Krankenpfleger behandeln, dann wird sich wohl jeder dafür bedanken und in Zukunft wegbleiben, und dann sitzen wir da."

Einer der Herren Johanniter aber erklärte dem Doktor in entschiedenem Ton: „Herr Stabs-Arzt, das leide ich nicht, daß die Brüder zu allem andern auch noch diese Arbeit verrichten; entweder Sie gehen augenblicklich hin und verbieten es dem Bruder, oder ich werde es thun."

Der Doktor eben so feig als unverschämt, bequemte sich dazu und kam über die Straße zu mir herüber. Ich that, als wenn ich ihn nicht bemerkte, und kehrte und

putzte darauf los, daß mir der Schweiß von der Stirne rann. Da hob der Doktor also an:

„Na nu, Bruder, hören Sie mal! So hören Sie doch mal! Bruder, echauffiren Sie sich doch nicht so; hören Sie jetzt nur auf, es ist genug.“

„Wie so, Herr Stabsarzt? Sie haben mir ja befohlen, den ganzen Platz hier zu reinigen; da muß ich doch wohl gehorchen.“

„Ne, Bruder, das hab ich ja nicht gesagt; so war das ja nicht gemeint.“

„Jawohl, Herr Stabsarzt, das haben Sie gesagt.“

„Nu ja, Bruder; aber Sie brauchen das ja nicht selbst zu thun; das kann auch einer von den andern Brüder thun.“

„Entschuldigen Sie, Herr Stabs-Arzt, meine Brüder sind gerade so gut Krankenwärter wie ich; und was die thun können, das kann ich auch thun; und wenn ich Ihnen zu gut bin, um die Straße zu reinigen, dann sind mir meine Brüder auch zu gut dazu.“

„Nun, nun, seien Sie nur nicht so böse,“ sagte er verlegen und begütigend.

Ich aber war jetzt gerade einmal recht im Zug und darum fuhr ich mit erhöhter Stimme fort, so daß die Herrn auf der andern Seite der Straße es hören konnten:

„Jawohl, Herr Doktor, ich bin böse und habe alle Ursache dazu; denn wir sind gekommen, um die Kranken zu pflegen, und dazu hat uns der Herr Chef-Arzt angestellt; nicht aber um die Straße zu fegen, und Sie haben durchaus kein Recht, uns das zu befehlen. Wir

haben in Allem unsere Pflicht gethan. Wir pflegen die Kranken, die Sie Herr Doktor nicht pflegen; wir athmen Tag und Nacht die übelriechende und ansteckende Luft des Lazareths, in welchem Sie Herr Doktor sich täglich kaum eine Viertelstunde lang aufhalten. Ich habe Ihrem Befehle gemäß soeben die Straße gekehrt, um Ihnen zu zeigen, daß wir vor keinem auch noch so niedrigen Dienst zurückscheuen; aber daß Sie uns nach Ihrer schlechten Laune behandeln und schinden, das werde ich nicht dulden; ich weiß, an wen ich mich zu wenden habe: der Herr Chef-Arzt wird es erfahren."

Mit diesen Worten schwang ich meine Kiste auf den Rücken und schleppte sie zum Dorf hinaus. Der Doktor aber schlich ganz kleinlaut hinweg.

Auch der Herr Assistenz-Arzt bekam an diesem denkwürdigen Tage seinen Theil. Als ich nämlich ins Lazareth zurückkam und meinen Mitbrüdern den Auftritt mit dem Stabs-Arzt erzählte, da erfuhr ich, auch der Assistenz-Arzt sei da gewesen und habe über die Brüder geschimpft, und auch er habe eine kleine Lektion verdient. Da ich gerade in der rechten Stimmung war, so ging ich hinab und erwischte ihn auf der Straße.

„Hören Sie einmal, Herr Assistent," fing ich an; „ich habe gehört, Sie hätten über mich und die anderen Brüder geschimpft. Das verbitte ich mir. Wenn Sie sich über uns zu beklagen haben, so können Sie es meinetwegen dem Herrn Stabs-Arzt oder dem Chef-Arzt sagen; dagegen habe ich gar nichts: aber daß Sie hinter meinem Rücken über mich schimpfen und uns vor den Kranken herabsetzen, das verbitte ich mir."

Der Assistenz-Arzt wollte zornig werden und auch loslegen; ich ließ ihm aber keine Zeit dazu, sondern fuhr fort:

„Wir sind Tag und Nacht bei den Kranken; wir erweisen ihnen alle auch die niedrigsten Dienste; wir arbeiten und mühen uns ab, so daß wir vor Erschöpfung fast umsinken; während Sie Herr Doktor keinen Finger regen, und den halben Tag bis Nachts um 11 Uhr beim Weinglas Karten spielen; und Sie wollen uns noch Vorwürfe machen?"

„Sie haben mir keinen Verweis zu geben!" schrie der Assistenz-Arzt zornglühend.

„Ich gebe Ihnen keinen Verweis, Herr Doktor; ich sage ihnen bloß die Wahrheit, und was ich gesagt habe, das ist die Wahrheit, obgleich noch nicht einmal die ganze Wahrheit. Denn Sie können mir vielleicht sagen, wo die Hälfte der Weinflaschen, die für die Kranken bestimmt sind, hinkommen; und auch die neuen Filzschuhe unter den Betten sind zum Theil verschwunden und anderswo gesehen worden. Uebrigens, wenn Sie wollen, so gehe ich mit Ihnen zum Chef-Arzt; da können Sie sich beklagen: ich werde dann aber auch kein Blatt vor den Mund nehmen."

Davon jedoch wollte der Assistent nichts wissen und ich ließ ihn daher stehen und ging.

Der Chef-Arzt erfuhr die ganze Geschichte, aber nicht durch uns. Am Nachmittag desselben Tages noch wurde der Stabs-Arzt von seinem bisherigen Posten an unserem Lazareth abgesetzt, und wurde wegen seiner ausgesprochenen Vorliebe für die Reinlichkeit zum allgemeinen Reinlichkeits-

Inspektor und Desinfektions-Rath ernannt; in welcher Eigenschaft er alle übelriechenden Oertlichkeiten des Dorfes zu inspizieren, zu begutachten und zu desinfizieren hatte. So oft wir ihm auf diesen seinen wissenschaftlichen Entdeckungsreisen im Dorf begegneten, grüßten wir ihn freundlich: Denn abgesehen von der Vergangenheit, und nachdem wir ihn losgeworden waren, wollten wir darum „keine Feindschaft nicht." Aber eingeschlagen hatte es.

Siebzehntes Capitel.

Nach dem Gewitter heiterer Himmel, und an demselben die Sternbilder des großen und des kleinen Bären.

Es ist und bleibt wahr: Gewitter reinigen die Luft, sowohl die draußen vor dem Fenster, als auch die drinnen in der menschlichen Brust. Nach dem oben beschriebenen Donnerwetter heiterte sich unser Lazareth-Himmel auf und es erschien daran ein freundlicher Stern nach dem andern.

Vor Allem erhielten wir einen neuen Stabs-Arzt in der Person des ausgezeichneten, liebenswürdigen, erfahrenen und sorgsamen Doktors Z. aus A., dem wir für seine Güte den größten Dank schulden. Unter seiner trefflichen Leitung haben wir noch zwei volle Monate das Lazareth besorgt, und als schon nach vierzehn Tagen zwei Krankenbrüder von den Strapazen erschöpft und vom Typhus

angesteckt tödtlich erkrankten, da nahm er sie in seine Behandlung und besuchte sie täglich zwei-, ja oft dreimal. Nächst Gott und dem Gebete unserer Brüder in Deutschland, verdanken wir es diesem Herrn Doktor, daß unsere beiden kranken Brüder, die schon mit den Sterbesakramenten versehen waren, dem Tode entgingen.

Von dem Tage an, da dieser Stabsarzt unser Lazareth übernahm, begann für uns und für die Kranken ein neues Leben. Dieselben fanden bei ihm die theilnehmendste Sorgfalt. Vor Allem wurde die kalte feuchte Scheune und der Heuboden verlassen und dafür noch ein drittes großes leerstehendes Haus für die Kranken eingerichtet, worin sie bei der zunehmenden Kälte gegen Wind und Wetter geschützt waren.

Sodann wurden wir durch die Freigebigkeit der uns sehr gewogenen Johanniter und kleinere Sendungen aus Corny in den Stand gesetzt, für den Augenblick eine ausgezeichnete Krankenküche, bestehend aus Eiern, Milch und Schinkenbrödchen, einzuführen.

Sogar der vorher so bitterböse Assistenz-Arzt ließ sich erweichen und gab sich als Liebhaber unserer Lazareth-Küche zu erkennen. Seitdem er auf seine Bitte vom Bruder Küchenmeister täglich ein Schinkenbutterbrot und bisweilen ein Täfelchen Chokolade erhielt, war er so zahm wie ein Ohrwürmchen.

Auch unsere eigene Lage hatte sich nach den ersten vierzehn Tagen gebessert; denn erstens hatten uns die Johanniter mit einigen Matratzen und wollenen Decken versehen, so daß wir nicht mehr auf dem bloßen Stroh

und flachem Boden zu schlafen brauchten, und sodann erhielten wir durch vier neu angekommene Brüder Unterstützung im Lazareth, so daß wir nicht mehr so häufig zu wachen hatten.

Eines allein machte uns Sorge. Durch unsere freigebige Vertheilung der Liebesgaben war der Vorrath in unserem Depot gewaltig zusammengeschmolzen, so daß wir schon den Augenblick kommen sahen, wo wir nichts mehr zu vertheilen haben würden.

In dieser Noth erschien ein neues rettendes Gestirn am dunkeln Horizont, oder es waren vielmehr zwei Gestirne, die wir damals in unserem Kriegshumor den großen und den kleinen Bären nannten.

Eines Tages nämlich kam der Herr Lazareth-Inspektor in unsere Wohnung und meldete: „Herr Bruder, da drunten vor dem Haus ist ein russischer Hauptmann, der fragt nach der Wohnung der württembergischen Krankenbrüder." Wir waren alle sehr erstaunt und begierig zu erfahren, was denn dieser Herr, dessen Namen wir nie gehört hatten, von uns wolle. Wir gingen also hinab und empfingen den Capitän, der in einen großen Pelzmantel gehüllt war, so gut es ging in unserer Bauernstube. Nachdem er Platz genommen, nannte er uns seinen Namen und sagte, er komme aus Stuttgart und sei von Ihrer Majestät der Königin Olga und dem Prinzen Hermann zu Sachsen-Weimar beauftragt, uns zwei Wagen mit Liebesgaben für unser Lazareth zu überbringen. Ihre Majestät die Königin habe nämlich einen Brief aus St. Marie gelesen und habe daraus

sowohl, als auch aus der Schilderung des Prinzen von Hessen als Augenzeugen, das große Elend erfahren, das hier unter den Verwundeten und Kranken herrsche. Als wir das hörten, hätten wir beinahe ein Freudengeschrei erhoben, denn nun brauchten wir keine Sorge mehr für unsere Kranken zu haben, wir konnten sie und viele Andere lange Zeit mit dem Nothwendigen versehen. Natürlich räumten wir dem freundlichen, ehemals russischen Capitän, dem großen Bären und seinem Begleiter, dem kleinen Bären, unser eigenes und bestes Zimmer und unsere Betten ein und bald waren sie in unserem fröhlichen Kreise ganz heimisch. Die Sendung bestand aus dreißig Kisten mit Lebensmitteln, Schinken, Zwieback, Eiern, Kaffee, Zucker, Chokolade, aus sechs großen Säcken feinem Mehl zu Weißbrod und einem großen Faß Tokajer-Wein; ferner zwanzig Kisten voll neuer Kleidungsstücke, als da sind wollene Hemden, wollene Strümpfe, Unterjacken, Unterhosen, Filzschuhe, Schlafröcke. Als wir alle diese Schätze in der Scheune neben unserer Wohnung untergebracht und besichtigt hatten, lachte uns das Herz im Leibe bei dem Gedanken, was unsere Kranken morgen früh für Augen machen würden, wenn wir mit diesen Kostbarkeiten beladen ins Lazareth treten würden. Und in der That, als wir am andern Tag jedem unserer Kranken frische Wäsche, und wollene Strümpfe, Unterhosen und Jacken schenkten, da war ein Jubel wie am Weihnachtsabend in einer Kinderstube. Die alten bärtigen Soldaten vergossen Freudenthränen und segneten Königin Olga und den edlen Prinzen Weimar. Am höchsten schätzten sie die frische Wäsche; denn seit vielen Wochen hatten sie keine mehr gesehen, und von

unserem Lazareth-Inspektor, der doch einen ganzen Speicher voll davon vorräthig hatte, erhielten wir nie ein einziges Stück für unsere Kranken. Jetzt brauchten wir ihn gar nicht mehr; denn wir hatten mehrere hundert Stück von jeder Sorte.

Der gute Capitän, der mit großer Umsicht und Aufopferung alle diese Gaben acht Tage lang zu Eisenbahn, zu Wagen und zu Fuß begleitet, gegen diebische Hände beschützt und glücklich bis zu uns gebracht hatte, theilte unsere Freude und die unserer Kranken. Er besuchte alle Lazarethe und die Schlachtfelder der Umgegend und erkundigte sich nach Allem. Am dritten Tag reiste er wieder nach Hause und nahm die Danksagungsschreiben der Brüder an Ihre Majestät die Königin und den Prinzen von Sachsen-Weimar mit. Es hatte dem Capitän jedoch so sehr bei uns gefallen, daß er beim Abschied sagte, er werde womöglich noch einmal zu uns kommen. Und er hat Wort gehalten. Bereits lag Schnee auf allen Feldern und es war grimmig kalt, als wir den Capitän in seinem russischen Reise-Kostüm als Eisbär bei uns anlangen sahen. Wiederum brachte er uns zwei Wagen mit Liebesgaben. Der Prinz von Sachsen-Weimar hatte uns nämlich durch einen nachreisenden Bruder sagen lassen, wir möchten nur, wenn Mangel eintrete, neue Hilferufe erschallen lassen; dann würde schon wieder etwas erfolgen. Wir hatten es aber aus Bescheidenheit, und weil unsere Thätigkeit im dritten Monat zu Ende ging, und die Noth nicht mehr so groß war, unterlassen. Gleichwohl hatte der Prinz unser Lazareth nochmals bedacht.

Jedenfalls war die unerwartete Ankunft der ersten Sendung eine wahre Fügung der Vorsehung. Denn bei dem neuen Unheil, das im zweiten Monat unser Dorf betraf, haben jene Gaben uns die wesentlichsten Dienste geleistet und Viele vom Tode gerettet.

Achtzehntes Capitel.

Die Epidemie im Dorf.

Schon in den ersten Tagen nach unserer Ankunft in St. Marie aux Chênes riefen uns viele der Bewohner des Dorfes an das Krankenbett ihrer Angehörigen; denn ein französischer Arzt oder Apotheker war nicht da, und einen docteur prussien zu rufen, hatten sie nicht den Muth. Da die meisten dieser Kranken an der Ruhr litten und altersschwache Leute waren, so begnügten wir uns Anfangs damit, ihnen einige Tropfen Opium und von unserem Wein zur Stärkung zu geben. Bald aber nahm die Zahl der Erkrankungen so überhand, daß ich es dem Chef-Arzt anzeigte.

„Jawohl," sagte dieser, „Sie haben ganz Recht; da muß etwas geschehen. Vor Allem muß ein Arzt die Dorfpraxis übernehmen; und da von den andern Herrn Doktoren wahrscheinlich keiner Zeit oder Lust dazu hat, so will ich es selber thun. Dabei müssen aber Sie, Herr Bruder, mich als Dolmetsch begleiten. Sodann müssen die Arzneien für die Dorfkranken von unserem Feldapo-

theker gratis geliefert werden; auch Wein und andere Lebensmittel aus dem Depot der Liebesgaben für die Armen. Endlich werde ich dem Apotheker auftragen, das Wasser sämmtlicher Brunnen chemisch zu analysiren und zu untersuchen."

Sogleich wurde der Apotheker gerufen und dieser begab sich an die Arbeit. Kaum hatte er einige Brunnen und Quellen untersucht, so stürmte er die Treppe herauf ins Zimmer des Chef-Arztes und rief: „Herr Doktor, alle Brunnen sind vergiftet!"

„Vergiftet? Um Gotteswillen, womit?"

„Mit Leichengift aus den umliegenden Massengräbern."

„Himmel! das ist eine schöne Geschichte! Da hilft nichts, als alle Brunnen zu verschließen; sonst wird das ganze Dorf noch krank und wir dazu. Rufen Sie schnell den Bruder."

Ich wurde gerufen und der Chef-Arzt theilte mir den Thatbestand mit. Jetzt konnte ich begreifen, warum ich schon mehrmals nach einem Glas Wasser die heftigsten Schmerzen und Ruhranfälle bekommen hatte. Den Andern war es mehr oder weniger ebenso ergangen.

Diese Brunnenvergiftung hatte ihre Ursache in folgendem Umstand. Das Dorf befand sich dicht an dem Schlachtfeld von St. Privat und viele Tausend Leichen lagen ringsum das Dorf, ja selbst in den Höfen und Gärten desselben begraben. Bei dem anhaltenden Regenwetter sammelte sich das Wasser in den Gräbern und sickerte von da mit Leichengift gesättigt in die Quellen und Brunnen.

„Bruder," rief der Chef-Arzt, „Sie müssen sogleich einen Aufruf an die Dorfbewohner abfassen und ins Französische übersetzen; diesen muß der Bürgermeister dann bekannt machen lassen; setzen Sie sich und schreiben Sie."

Ich setzte mich an den Tisch, der Chef-Arzt diktirte, und ich schrieb und übersetzte, und in einer halben Stunde war der Aufruf druckfertig; das heißt, da es hier weder eine Druckerei noch einen Ausrufer mit einer Schelle gab, so ging der Bürgermeister selbst durchs Dorf; neben ihm der Amtsdiener mit einer Sense ohne Stiel, an welche er bei jeder Straßenecke mit einem großen Hausschlüssel schlug, so daß es wie ein chinesisches Tam-Tam erklang und die Bewohner aus den Häusern lockte. Dann las der Bürgermeister den erschreckten Bauern den Aufruf vor. Außer einigen allgemeinen Bestimmungen in Betreff der Reinlichkeit enthielt er namentlich den Befehl an die Bauern, daß sie jeden neuen Krankheitsfall sogleich im Schloß anmelden müßten, um dort die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln gegen das Weitergreifen der Epidemie zu erfahren; sodann eine ernste Warnung vor dem Genuß des frischen Brunnenwassers und schädlicher Nahrungsmittel. Denn viele Bauern hatten vor ihrer Flucht aus dem Dorf, frisch geschlachtete Schweine und Schafe in Kisten gepackt und in den Boden vergraben oder in Kellern verborgen. Als sie dieselben nachher wieder hervorzogen, war das Fleisch oft schon faul und übelriechend. Trotzdem aßen manche davon und zogen sich den Typhus zu. Das Brunnenwasser sollte erst gekocht und wieder abgekühlt werden, und dann konnte man es mit etwas Branntwein gemischt ohne Schaden trinken. Hiedurch

war wenigstens die größte Gefahr beseitigt. Für die Lazarethe aber ließ der Stabsarzt per Eisenbahn und Wagen mehrere Tausend Flaschen Selter-Wasser aus Aachen kommen.

Kaum war dieser Aufruf bekannt gemacht, da entstand ein wahrer Sturm auf das Schloß von solchen, welche ihre Kranken anmelden wollten. Bald hatte ich mein Notizbuch voll Namen und Hausnummern; als ich es dem Chef-Arzt zeigte, sagte er: „Es wird das Beste sein, wenn wir das erste mal von Haus zu Haus und von Straße zu Straße gehen, um alle Kranken zu finden." So geschah es.

Täglich begleitete ich von nun an den Chef-Arzt am Vormittag auf seinem Gang durchs Dorf, schrieb die Kranken auf, verdolmetschte ihre Klagen und Fragen und die Anweisungen des Doktors, trug die Recepte ein und brachte sie hernach in die Feldapotheke. Am Abend schaffte ich dann die Arzneien, Weine und Lebensmittel in die einzelnen Häuser.

Diese armen Dorfbewohner waren wirklich schlimm daran. Am 18. August, dem Tag der Schlacht bei St. Privat und Gravelotte wurde ihr Dorf beschossen und im Sturm genommen. Die Einwohner flohen mit dem Vieh in die Wälder, wo sie sich trotz des Regens vier Tage lang versteckt hielten, während ihre Wohnungen von den ausgehungerten Soldaten erbrochen und geplündert wurden. Als die Einwohner nachher in ihr Dorf zurückkehrten, fanden sie in demselben mehrere Tausend Verwundete, welche in allen Häusern, Scheunen, Ställen, Gärten und Straßen lagen. Die Bauern, von denen viele von der

ausgestandenen Angst und Entbehrung schon krank waren, fanden in ihren eigenen Häusern keine Unterkunft, bis der größte Theil der Verwundeten auf Wagen weggeschafft wurde. So kam es, daß kein Haus im Dorfe war, in dem nicht ein oder mehrere kranke Landleute lagen.

Im ersten Haus starb die Mutter von vier Kindern an der Ruhr, kurz nachher ihr ältestes Söhnchen am Typhus, und der Vater, selbst ruhrkrank, blieb mit drei kleinen Kindern zurück.

In dem Haus daneben starb der Vater an der Ruhr; vierzehn Tage später die achtzehnjährige älteste Tochter, die einzige Stütze ihrer alten Mutter, an Typhus; zugleich lagen auch die beiden noch übrigen Kinder am Typhus schwerkrank zu Bett; die altersschwache, von Schmerz ganz gebrochene Mutter, die sich kaum aufrecht halten konnte, stand fast verzweifelnd dabei, und es war schmerzlich anzusehen, mit welch angstvollem Blick sie an den Augen des Arztes hing, um aus ihnen das Urtheil ihrer Kinder herauszulesen.

Im nächsten Haus lagen vier Kinder von fünf bis zu zehn Jahren am Typhus zu Bett, und eines starb.

Und so war es beinahe in jedem Haus; fast mit Sicherheit kann ich sagen, daß kein einziger Bewohner des Dorfes von der einen oder anderen Krankheit verschont blieb, und von zweihundert Menschen starben innerhalb zweier Monate etwa dreißig. Auch unter den zweihundert Schwerverwundeten war die Sterblichkeit sehr groß; davon starben in einem Monat achtzig. Außerdem starben zwei barmherzige Schwestern am Typhus,

zwei andere wurden gerettet; fünf Krankenwärter erlagen derselben Krankheit, drei andere kamen davon. Drei Aerzte hatten die Ruhr, zwei den Typhus; doch starb keiner. Von uns hatten zwei Brüder den Typhus im höchsten Grad; zwei andere mußten nach zweimonatlicher Arbeit rasch nach Hause geschickt werden, um einem ähnlichen Schicksale zu entgehen, einer davon, unser trefflicher Verwalter der Liebesgaben, erkrankte auf der Rückreise in Mainz zuerst am Typhus und dann noch an den Pocken, jedoch blieb er am Leben.

In unserem Ruhr- und Typhus-Lazareth ging es verhältnißmäßig am besten; denn ausgenommen die letzten Wochen, hatten wir beständig siebenzig bis achtzig Kranke; davon starben in den ersten Tagen fünf oder sechs; später kaum mehr einer; so daß die Aerzte selbst sagten: „Was ist denn das? Seitdem die Brüder da sind, will in dem Lazareth gar keiner mehr sterben.“

Aus den obigen Angaben kann man genugsam sehen daß wir den Tod oft und nah genug vor Augen hatten, und wenn der Chef-Arzt die Kranken im Dorf besucht hatte, schüttelte er oft den Kopf, und sagte: „Wir werden am Ende noch alle drauf gehen.“ Und in der That, ohne die reichen Liebesgaben aus Stuttgart, die wir nach allen Seiten mit vollen Händen austheilten, wären viel mehr gestorben, und hätten auch wir die schwere Arbeit keinen Monat aushalten, und der Ansteckung nicht widerstehen können. Denn oft genug rief uns der Chef-Arzt, wenn er unsere abgemagerten Gesichter sah, zu: „Brüder, trinken Sie ein Glas Wein, essen Sie tüchtig und rauchen Sie Cigarren; sonst, das sag' ich Ihnen, gehen Sie in Ihrem

Lazareth alle drauf; und das will ich nicht." Also tausend Dank und Vergelts-Gott allen denen, die durch ihre Freigebigkeit uns und unseren Kranken das Leben zu retten geholfen haben.

Neunzehntes Capitel.

Der Chef-Arzt krank.

Acht Tage hatte der Chef-Arzt neben seinen anderen Arbeiten auch noch die Kranken im Dorfe besucht, als er sich eines Tages selbst unwohl fühlte. Wir waren gerade am nördlichen Ende des Dorfes bei der Wohnung der Brüder angekommen, als er mir sagte: „Lassen Sie mich ein wenig bei Ihnen ausruhen, Bruder, und geben Sie mir bitte ein Glas Wein; ich fühle mich unwohl." Mit großer Freude empfingen wir den Chef-Arzt und setzten ihm unsere beste Flasche Port-Wein vor. Er plauderte eine Stunde gemüthlich mit uns, und das Unwohlsein schien verschwunden. Aber schon am Nachmittag kam der Bediente des Chef-Arztes und rief mich aufs Schloß. Als ich dahin kam, fand ich den armen Doktor mit heftigem Schüttelfrost zu Bett.

Da er mich sah, streckte er mir die Hand entgegen und sagte: „Bruder, ich bitte Sie, bei mir zu bleiben und mich zu pflegen; ich habe den Typhus." Mit tausend Freuden versprach ich es ihm und blieb nun beinahe zwei Monate lang Tag und Nacht bei ihm im Zimmer, da eine hinzugekommene Lungenentzündung die sorgsamste

Pflege erheischte. Neben dem Bette des Chef-Arztes machte ich mir am Boden aus einigen wollenen Decken mein Lager zurecht, worauf ich viele Wochen in den Kleidern ruhte. An Schlaf war nicht viel zu denken; denn der arme Kranke rief in seiner Fieberhitze fast jede halbe Stunde nach Wasser und kalten Umschlägen. Lange schwebte er zwischen Tod und Leben, und namentlich waren häufige Erstickungs-Anfälle sehr beängstigend; jedoch wurde diese Gefahr durch die vielgerühmten Morphium-Einspritzungen ganz beseitigt.

Der Herr General-Arzt Dr. B... aus Königsberg übernahm den kranken Chef-Arzt in seine Behandlung; allein der war ein schwieriger Patient, wie die Herrn Doktoren, wenn sie selbst krank werden, es meistens sind. Doch muß ich sagen, daß, wenn er auch kein großes Vertrauen auf Medizinen zeigte, er doch die furchtbaren Kopfschmerzen des Typhus mit bewunderungswürdiger Geduld trug. Er stöhnte nur leise und seufzte: „Ach Gott, ach Gott, das ist fürchterlich, Bruder, es ist, als wenn man mir mit glühenden Eisen im Gehirn wühlte.“ Ein anderesmal sagte er: „Bruder, jetzt begreife ich erst, daß die Typhus-Kranken nach dem Messer und der Pistole greifen, um diesen Höllenqualen ein Ende zu machen. O Gott, o Gott, bewahre meine arme Frau davor. Bruder, wo sind meine Pistolen? Liegen sie noch dort auf dem Tisch? Nehmen Sie sie weg und schließen Sie sie in den Schrank ein. Bruder, ich bitte Sie, versprechen Sie mir, daß Sie mich keinen Augenblick allein lassen.“ Ich versprach es ihm und hielt Wort. Erst als er besser wurde, ließ ich mich hie und da auf eine Stunde ablösen, um zu

essen oder ein wenig frische Luft zu schnappen. Endlich nach vier schweren Wochen war die Krisis überstanden und die unmittelbare Lebensgefahr vorüber, obgleich ein Rückfall jede Stunde zu befürchten war. Merkwürdig war es, daß der Chefarzt während der ganzen Krankheit, selbst im höchsten Stadium des Fiebers, nie die Besinnung verlor und niemals phantasirte. Eines Abends, als die Aerzte kaum mehr Hoffnung hatten, ihn durchzubringen, sagte er mir, nachdem jene sich entfernt hatten: „Bruder, haben Sie gesehen, was die zwei für Gesichter gemacht haben? Sie haben mich angelogen; ich weiß wohl, es steht schlimm; jetzt heißt's biegen oder brechen. O meine arme Frau und mein liebes Kind!"

Während unser Chef-Arzt krank zu Bette lag, ereigneten sich im Dorfe manche Dinge, welche uns und alle Bewohner in nicht geringe Aufregung versetzten, und obgleich sie nicht gerade unser Lazareth betreffen, so will ich sie doch hier einfügen, weil sie uns und unseren Kranken manche schwere Stunde bereiteten.

Zwanzigstes Capitel.

Eruptionssymptome.

Dem Ausbruch eines Vulkans gehen immer gewisse Zeichen vorher, welche dem Erfahrenen die Nähe der Gefahr verkündigen.

Eines Tages fuhr eine reitende Feldbatterie durch unser Dorf. Das war etwas ganz Neues; denn bis jetzt hatten wir hier weder Truppen noch Kanonen gesehen, sondern nur friedliche Doktoren und Lazarethgehilfen. Was uns aber noch mehr wunderte, das waren die Manöver, welche diese Batterie vornahm. Denn die Offiziere führten dieselbe erst durch das Dorf, dann auf allen Feldwegen um das Dorf, durch alle Hohlwege hindurch, auf alle Hügel hinauf, und endlich verschwand sie hinter einem fernen Gebüsch und ward nicht mehr gesehen. Wir zerbrachen uns die Köpfe, was das zu bedeuten habe, und ein Bruder, ein Spaßvogel meinte: Ei, die Kanonen schöpfen auch ein wenig frische Luft und erholen sich vom Schießen. Aber siehe da, nach zwei Tagen erschien abermals eine Batterie und fuhr auch in die Kreuz und Quer ums Dorf herum und verschwand. Ebenso eine dritte. Jetzt wurden wir nachdenklich und unsere Doktoren auch. Wir fragten die reitende Mannschaft der hintersten Kanone, wo sie denn hinführen; allein sie gaben uns gar keine Antwort, und der Offizier weiter vorne warf uns und den Reitern einen ernsten Blick zu, so daß uns das Fragen und jenen das Antworten verging. Jetzt schüttelte jeder im Dorfe den Kopf. Jedoch hatten wir zu viel zu thun, um lange daran zu denken, und als keine neuen Kanonen mehr erschienen, da hatten wir sie bald vergessen. Kurze Zeit nachher ging einmal ein Bruder in den Feldern spazieren und gerieth immer weiter weg vom Dorf bis auf einen entfernten Hügel, der mit Buschwerk bewachsen war. Plötzlich tönte ihm aus dem Gebüsch der Ruf: Halt!

Wer da? entgegen, und der erschrockene Bruder sieht einen Posten vor sich. Der Bruder fragt, ob man denn nicht da vorbeigehen dürfe. „Nein", lautet die kurze Antwort. So kehrte er denn schleunig um und kam ins Dorf zurück. Als die Doktoren den Vorfall erfuhren, machten sich zwei von ihnen in derselben Richtung auf den Weg, um zu untersuchen, was denn ein Posten in so großer Entfernung von Metz zu bedeuten habe. Da sie zu dem Gebüsche am Abhang des Hügels kamen, wurden auch sie von einer Schildwache angerufen. Aber die beiden Doktoren in Uniform ließen sich nicht so leicht abweisen, sondern fragten, was denn das zu bedeuten habe, daß man sie, die doch zur Armee gehörten, aufhalte. Die Schildwache sagte, sie habe strengen Befehl, niemand passieren zu lassen. Plötzlich stand, wie aus dem Boden gewachsen, ein Artillerie-Offizier hinter den beiden Aerzten und fragte: „Meine Herrn, was wünschen Sie?" Ueberrascht wandten sich jene um und starrten den Offizier an; denn sie konnten nicht begreifen, woher er gekommen. Der Offizier wiederholte seine Frage, worauf die Beiden sagten, sie seien früher immer hier herum spazieren gegangen ohne aufgehalten zu werden; was denn das sei, daß man jetzt nicht mehr hier vorbeigehen dürfe. Der Offizier lächelte und sagte: „Ja früher, aber jetzt nicht mehr. Uebrigens, wenn Sie mir versprechen, zu schweigen, so will ich Ihnen zeigen, was hier ist." Mit diesen Worten führte er die Beiden hinter das Gebüsch, wo sie zu ihrem großen Erstaunen eine ganze Batterie tief in den Boden eingegraben sahen. Auf Treppen stiegen sie in den etwa sieben Fuß tiefen Graben hinab, in welchem

die Munitionskarren und Kanonen, alle nach der Ebene und nach unserem Dorf gerichtet, standen. Nicht einmal die Mündungen der Feuerröhren ragten über den Rand des Grabens hervor, sondern für den Fall des Gebrauchs sollten rasch vor den Kanonen Einschnitte in den Erdrand gemacht und das niedrige Gebüsch, welches das Ganze verdeckte, abrasiert werden. Zu welchem Zweck diese Batterie hier verborgen worden sei, wollte der Offizier nicht sagen, und auf die Frage, ob denn noch mehr solche Gräben in der Umgebung angelegt seien, gab er auch keine Antwort. Unsere Aerzte aber fanden bald nachher heraus, daß unser ganzes Dorf, sowie auch St. Privat und die dazwischen liegende Ebene in einem großen Halbkreise von solchen eingegrabenen Batterien umgeben war. Jetzt ahnten wir natürlich, daß hier irgend eine militärische Action vorbereitet werde, und fürchteten mit gutem Grund, unser Dorf möchte dann arg ins Feuer kommen. „Gebt Acht," sagte einer der Doktoren, „das gibt hier eine Umzingelung. Unseren Generälen wird vor Metz die Zeit zu lang; sie wollen die Franzosen ausfallen lassen; dann erlauben sie ihnen, bis über Gravelotte hinauszukommen, und auf der Ebene zwischen hier und Gravelotte nehmen sie die Franzosen dann dazwischen." Dies schien in der That der Fall zu sein. Was aber sollte dann aus unserenen Schwerverwundeten und Kranken werden? —

Während wir alle in banger Erwartung waren, kam eines Tages ein preußischer General mit zwei Ordonanzen ins Dorf geritten. Er lenkte geradewegs auf das Schloß, die Wohnung des Chef-Arztes, zu, stieg vom Pferd und

verlangte den Chef=Arzt zu sprechen. Während er die Treppe heraufstieg, konnte ich ihn betrachten, und ich muß sagen, daß ich in meinem Leben noch kein so hartes, eisernes Gesicht gesehen habe. Der General trat bei unserem Doktor ein und blieb eine halbe Stunde lang mit ihm allein. Die anderen Aerzte, die Inspektoren und Lazarethgehilfen standen wie auf Kohlen im Hause herum, schauten sich bedenklich an und flüsterten einander zu, was denn das zu bedeuten habe. Nach einer halben Stunde kam der General wieder heraus, mit einem Gesicht womöglich noch finsterer und härter als vorher, und ohne ein Wort und ohne Gruß stieg er wieder zu Pferd und ritt in scharfem Trab, wie er gekommen war, davon. Als ich wieder in das Zimmer des Doktors trat, fand ich ihn ernst und bleich. Ich fragte ihn, was denn der General gewollt habe, aber der Doktor sagte: „Fragen Sie mich nicht, ich darf es nicht sagen.“ So schwieg ich denn darüber; aber mehrmals an diesem Abend sagte er so still vor sich hin: „Nein, nein; das kann ich nicht thun; das darf ich nicht; dreihundert Schwerverwundete und Kranke transportiren — es geht nicht.“ Ich schloß daraus, daß man ihm zugemuthet hatte, mit dem ganzen schweren Feldlazareth anderswohin zu übersiedeln; das war freilich ein Ding der Unmöglichkeit. Aber von diesem Augenblick an waren wir in beständiger Angst, es möchte doch ein Ausfall stattfinden und der Kampf sich bis zu uns herüberziehen. Auch die Kranken und Verwundeten hörten etwas davon und bestürmten uns mit ängstlichen Fragen, und wir konnten sie nur schwer beruhigen.

Noch ein unbedeutender Vorfall vermehrte unseren Verdacht. Ein fremder französischer Bauer mit einem großen Korb voll Trauben und Birnen auf dem Rücken kam von Metz her in unser Dorf und fragte nach der Wohnung des französischen Pfarrers. Man zeigte ihm dieselbe und fragte ihn, was er von ihm wolle, worauf er antwortete, er wolle ihm Obst verkaufen; dann verschwand er im Pfarrhaus. Allein unsere Aerzte waren vorsichtig und als sie Kunde von dem Fremden erhielten, gingen sie ins Pfarrhaus und fanden den Abbé in eifrigem Gespräch mit dem Manne. Auf die Frage der Aerzte, was er mit dem Fremden zu thun habe, erwiderte der Pfarrer, er kenne diesen Mann schon lange, derselbe wolle ihm ein Geschenk von Trauben und Birnen bringen. Da bemerkten ihm die Herrn, das widerspreche der Aussage des Fremden, denn der habe gesagt, er wolle ihm Obst verkaufen; auch stand der Korb ungeöffnet daneben. Jetzt geriethen beide in Verlegenheit, worauf man sie trennte und den fremden Obsthändler durchsuchte. Da man jedoch nichts Verdächtiges bei ihm fand, jagte man ihn einfach auf demselben Weg zum Dorf hinaus, auf dem er gekommen war.

Eine Zeitlang blieb es nun ruhig, aber zuletzt kam doch, was wir erwartet hatten. Die Franzosen wagten einen letzten großen Ausfall, bei welchem beinahe die ganze Nacht hindurch wüthend gekämpft wurde. Kaum war die Sonne untergegangen, als wir von Metz her dumpfen Kanonendonner vernahmen. Wir alle hörten es, und die Leute liefen scharenweise vors Dorf, um in die Nacht hinauszusehen und zu horchen. Als der Ka-

nonendonner immer näher kam und deutlicher wurde, wuchs die Angst und Aufregung der Verwundeten in den Lazarethen aufs Höchste; denn sie fürchteten von den Franzosen in den Betten ermordet zu werden. Die barmherzigen Schwestern und auch unsere Brüder waren alle die ganze Nacht auf ihrem Posten in den Lazarethen und zündeten so viel Lichter an, als sie bekommen konnten, weil die Dunkelheit und das ferne Dröhnen die Angst nur vermehrte. Ich saß bei meinem kranken Chef-Arzt und hoffte immer, er möge in seinem Fieber und bei dem heftigen Ohrensausen, welches den Typhus begleitet, den Kanonendonner nicht hören. Plötzlich richtete er sich im Bette auf und sah mich starr an; dann sagte er: „Bruder, das ist Kanonendonner.“ Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich sagte, es stürme draußen; (bei Metz stürmten die Franzosen und Preußen auch wirklich); er aber hatte den ihm wohlbekannten Schall erkannt und sagte: „Ach Gott, ich weiß es ja, ich weiß es schon lang, was sie vorhaben; und wenn es geschieht, dann wehe den armen Verwundeten und Kranken! Ach wäre ich doch gesund und könnte auf meinem Posten sein!“ Ich sagte ihm nun, das ganze Lazarethpersonal sei in den verschiedenen Häusern bei den Verwundeten und Kranken, und die Aerzte gingen von einem zum andern, und alle würden keinen Schritt weg thun. Er schickte mich dann hinunter, um zu hören, ob der Kampf näher komme. Oft brachte ich ihm die Nachricht; aber ich sagte ihm nur, was er auch im Zimmer hören konnte. Denn um Mitternacht war die Schlacht so nahe, daß wir das Knattern des Gewehrfeuers und das Hurrah-Rufen der

Preußen hören konnten. Das vernahm der kranke Chef-Arzt nicht und ich sagte es ihm auch nicht. Gegen Morgen verstummte der Kanonen-Donner und bald erhielten wir auch die Nachricht, die Franzosen seien mit großem Verluste zurückgeschlagen worden. Jetzt waren wir ruhig; denn wir wußten, daß sie nach einem solchen Mißerfolg nicht so bald wieder einen Ausfall versuchen würden.

Nur einmal noch wurden wir erschreckt. Es war eine dunkle aber wolkenlose Nacht, als sich gegen zehn Uhr der nördliche Himmel röthete. Kaum ward es bemerkt, als sich die Nachricht davon auch im ganzen Dorf verbreitete. Die Unruhe auf den Straßen machte auch die Kranken im Lazareth aufmerksam und sie betrachteten mit Angst und Schrecken den immer wachsenden Feuerschein. Bald ging es von Mund zu Mund, das nächste Dorf oder die Stadt Bryé stehe in Flammen. Das konnte nun freilich niemand mit Gewißheit sagen; aber das war sicher, wenn es von einem Brande war, dann mußte eine große Stadt in weiter Entfernung brennen; denn der halbe Himmel war grell erleuchtet. Einige Aerzte zwar behaupteten, es sei ein Nordlicht; allein die Franzosen meinten steif und fest, es sei eine Armee von Franktireurs, welche im Norden die Preußen überfallen und Bryé in Brand gesteckt habe, um die Feinde daraus zu vertreiben. Wir lachten zwar über diese Dummheit; gleichwohl wurde ein reitender Bote nach Bryé abgesendet, um zu sehen, was es sei. Bevor er noch zurückkehrte, verschwand der Feuerschein gegen Mitternacht, und so war es denn klar, daß es ein Nordlicht gewesen; das erste, das ich in meinem Leben gesehen habe.

Einundzwanzigstes Capitel.

„Franktireurs."

Eben hatte ich mit Dr. B..., welcher jetzt an Stelle des Chef-Arztes die kranken Dorfbewohner versah, die Besuche in den Häusern abgemacht, als wir auf der Straße einen ungewöhnlichen Lärm vernahmen. Irgend ein neues Unheil vermuthend, traten wir rasch aus der Hütte auf die Straße und fanden die Franzosen in großer Aufregung. Die Männer standen in Gruppen umher und sprachen und gestikulirten mit der größten Wuth; die Frauen schrieen und weinten, und einige hatten uns kaum erblickt, als sie auf uns zueilten, unsere Hände erfaßten und riefen:

„Herr Doktor! Herr Bruder! Retten Sie uns! Retten Sie uns!"

„Aber was gibt es denn? Was ist denn los?" fragten wir erstaunt.

„Ach, Herr Doktor, man will das Dorf anzünden und uns alle massakriren. O retten Sie uns!"

„Wer will denn das Dorf anzünden?"

„Ach, die Preußen, Herr Doktor, die Preußen."

„Dummes Zeug!" sagte der Doktor lachend; „wo sind denn die Preußen? Ich sehe ja keinen, und es fällt auch keinem ein, Euch was zu thun."

„Doch, doch, Herr Doktor! Dort sind sie schon."

Richtig, weiter unten in der Straße sahen wir einen Offizier mit dreißig Dragonern zu Pferd, die Säbel blank gezogen, und etwa zwanzig Pionniere, mit Brecheisen, Aexten, Pechkränzen und Fackeln. Rasch gingen wir auf dieselben

zu und der Doktor fragte den befehlenden Offizier, was denn das zu bedeuten habe.

„Zu dienen“ — war die Antwort, „ich habe von dem kommandirenden General N. den Befehl, dieses Dorf in Brand zu stecken, die ganze männliche Bevölkerung gebunden abzuführen und die beiden schönsten und größten Häuser dem Boden gleich zu machen, wenn nicht binnen einer Stunde der Thäter ermittelt und ausgeliefert ist.“

„Aber um des Himmels Willen, von welchem Thäter sprechen Sie denn, Herr Hauptmann? Wir wissen weder von einer That, noch von einem Thäter etwas?“

„Wie!“ fragte der Offizier verwundert, „Sie wissen hier nicht einmal, was geschehen ist?“

„Nein, nicht das Geringste.“

„Das ist doch sonderbar! Nun, ich will es Ihnen sagen,“ erwiderte der Offizier. „Gestern ritt der Herr General-Arzt des Hauptquartiers hierher nach St. M., um die Lazarethe zu inspizieren. Kaum war er in die Nähe des Dorfes gekommen, als aus einem Garten mehrmals auf ihn geschossen wurde, so daß er die Kugeln pfeifen hörte. Sogleich kehrte er um und machte im Hauptquartier des Herrn Generals Anzeige von dem Vorfall und daß sich hier Franktireurs gezeigt hätten. Der Herr General will ein Exempel statuiren, und ich bin beordert, die Execution vorzunehmen.“

„Da haben wir es!“ sagte der Doktor entsetzt; „da sollen jetzt wegen eines oder zwei Spitzbuben uns die Häuser über dem Kopf angezündet werden. Herr Hauptmann wissen Sie auch, daß in jedem Haus Kranke und Verwundete liegen? Sollen die etwa mit verbrennen? Und

wenn Sie die zwei größten und schönsten Gebäude zerstören wollen, dann müssen Sie mit unseren Lazarethen anfangen und die kranken und verwundeten Preußen auf die Straße werfen. Nein, das darf nicht geschehen!"

„Ja," sagte der Offizier achselzuckend, „ich kann nicht helfen; ich habe den strengsten Befehl, die Execution augenblicklich vorzunehmen, und so schwer es mir fällt, ich muß und werde es thun."

„Hören Sie, Herr Hauptmann," sagte der Doktor, „die ganze Sache beruht sicher auf einem Irrthum; Franktireurs sind keine im Dorf, dafür stehe ich Ihnen, und die Bewohner sind so friedlich und ruhig, daß ich es ihnen nicht zutraue, auf einen Preußen zu schießen. Aber unser Herr Feldapotheker und einige andere Herrn gehen hie und da in der Nähe des Dorfes auf die Hasenjagd, und da sie nur Chassepot-Gewehre besitzen, wie leicht kann sich da eine Kugel verirrt haben. Von welcher Seite kam denn der Herr General-Arzt von Langenbeck geritten?"

„Auf der Straße von Bryé;" berichtete der Offizier; „und aus einem Garten auf der rechten Seite wurde geschossen."

„Wie!" rief der Doktor; „Ja, jetzt geht mir ein Licht auf. Kommen Sie, gehen wir hin; es wird sich wohl so herausstellen, wie ich es Ihnen gesagt habe."

Wir gingen von mehreren Aerzten begleitet hin, fanden den Garten, und was war es? — Zwei junge Berliner Studenten der Medizin, welche auch in einem Lazareth angestellt waren, sich aber langweilten, hatten zum Zeitvertreib in dem Garten mit erbeuteten Chassepots-Gewehren nach der Scheibe geschossen. Die leichtsinnigen

Vögel hatten von unserem Anrücken Wind bekommen und waren zeitig ausgeflogen und das Nest war leer; aber auf einer Latte des Gartenzaunes war noch die durchlöcherte Pickelhaube eines gefallenen Preußen aufgepflanzt, welche ihren Kugeln zum Ziel gedient hatte; und in dem Zimmer dieser edlen Menschenfreunde standen auch die Chassepots und das Fenster nach dem Garten und der entfernten Landstraße weit offen. Jetzt war es jedem klar; die Attentäter waren „jute Berliner Franktireurs". Ein Protokoll wurde aufgenommen, vom Chef-Arzt und von allen Zeugen unterschrieben, vom Inspektor besiegelt und dem Hauptmann der Executions-Armee überreicht. Dieser kommandirte seinen Dragonern: „Aufsitzen! Marsch!" und fort zogen sie, diese schrecklichen Preußen.

Die armen geängstigten Dorfbewohner athmeten wieder freier und küßten uns die Hände; die Doktoren lachten. Die beiden Studentlein der Medizin aus Berlin aber lachten nicht. Sie wurden aufs Schloß vor das Bett des kranken Chef-Arztes beschieden und erhielten einen wohlverdienten Rüffel der folgendermaßen schloß:

„Das haben wir Ihren Bubenstreichen zu verdanken, daß man uns das Dorf anzünden will. Junge Herren! Verhalten Sie sich ruhig und erfüllen Sie im Lazareth Ihre Pflicht, sonst werde ich zur Sicherheit der Kranken Sie, die Krankenpfleger, einsperren lassen. Ich werde Sie nicht bestrafen, wie Sie es verdienen; das mag der Herr General thun, an welchen ich das Protokoll mit Ihren Namen geschickt habe. Unterdessen haben Sie Haus-Arrest. Adieu!"

Zwei Tage später kam der General selbst mit seinen Adjutanten ins Dorf geritten und ließ sich im Schloß,

wo das ganze Lazareth-Personal zu diesem Zweck versammelt war, die beiden Bürschlein vorführen. Ach, wie waren die so kreidebleich! Wie zitterten und bebten sie an allen Gliedern! Sie glaubten nicht anders, als der fürchterliche General werde sie fünfzehn Jahre auf die Festung Spandau schicken. Der General hielt ihnen einen donnernden Sermon, worin er ihnen ihre Leichtfertigkeit und Pflichtvergessenheit vorwarf, und die furchtbare Verantwortung vorhielt, die sie sich dadurch zugezogen, daß sie beinahe das Unglück eines ganzen Dorfes, die ungerechte Bestrafung so vieler armer Leute, und selbst die Gefährdung so vieler Verwundeter und Kranker verschuldet hätten. Dann erwähnte er die schwere Strafe, die sie verdient hätten und nachdem er sich lange genug an der Angst der armen Teufel geweidet hatte, schloß er:

„Und nun zur Strafe, meine Herren" — dabei lächelte er ganz boshaft — „schießen Sie ein anderesmal nicht so schlecht. Adieu! Sie können gehen." Damit war die Sache abgethan. Das Scheibenschießen jedoch und die Hasenjagd hatten von jetzt an natürlich ein Ende.

Eine sehr schlimme Folge hatte diese Geschichte für das Dorf gleichwohl. Denn es wurde jetzt vom Obergeneral zur größeren Sicherheit der Lazarethe eine Compagnie von dreihundert Soldaten in das Dorf geschickt, was auch für die kranken und ausgeplünderten Bewohner eine furchtbare Last war. In manchen Häusern lagen dreißig Soldaten im Quartier.

Auch für unseren früheren Stabs-Arzt, den liebenswürdigen Berliner, wäre die Einquartirung beinahe verhängnißvoll geworden. Er hatte nämlich nach seinem

Avancement eine große Vorliebe für die Natur, für Spaziergänge und Ausflüge in die Umgegend bekommen, und war in dieser so edlen Neigung bis jetzt durch Nichts und durch Niemand gehindert worden. An dem Tage nun, an welchem die drei Hundert Soldaten einzogen, war er gerade ausgeflogen und kehrte erst spät Abends in der Dunkelheit nach Hause zurück. Ohne eine Ahnung von den neuausgestellten Wachposten am Eingang des Dorfes zu haben, trabte er gemüthlich seine Cigarre rauchend voran, als er plötzlich mit einem lauten: „Halt! Wer da?“ angerufen wurde.

„Na, was ist denn das?“ rief der Stabs-Arzt und war sehr erschrocken; blickte auch nach allen Seiten um, ob er etwa den Weg verfehlt habe und zu einem falschen Dorf gerathen sei. Nochmals ruft die Schildwache:

„Halt! Wer da? Feldgeschrei!“ Der Doktor aber wußte Nichts von einem Feldgeschrei, antwortete auch gar nicht, sondern brummte nur unverständliche Verwünschungen in den Bart. Da wurde es dem Preußen langweilig oder verdächtig und „paff!“ schoß er dem Doktor, gerade zwischen den krummen Beinen durch, zwei Löcher in den Mantel. Da wurde diesem plötzlich die Zunge gelöst und er schrie aus Leibeskräften: „Aber, um Gotteswillen, ik bin ja der Doktor N. N. aus Berlin, Stabs-Arzt beim schweren Reserve-Lazareth vom neunten Armee-Corps! Warum schießen Sie mir denn todt?“ Da betrachtete sich die Schildwache den Vogel etwas näher und als sie die Sache richtig fand, ließ sie den Doktor laufen. So kam er mit dem Schrecken und zwei Schießscharten im Mantel davon.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Viehseuche und der Inspektor oder die unschuldigen Kühe und die dankbaren Schweinchen.

Kaum war ein Schrecken von den armen Dorfbewohnern abgewendet, da drohte auch schon ein neuer. „Die Viehseuche ist im Dorf!“ hieß es eines schönen Morgens, „die Rinderpest ist ausgebrochen!“

Das wäre nun freilich ein harter Schlag gewesen, nicht nur für die Bauern, sondern auch für unsere Kranken und die Verwundeten; denn wo sollten wir Milch für dieselben herbekommen, wenn die Kühe krank wurden oder starben? Zum Glück hatte sich die Krankheit bis jetzt nur in einem Stalle gezeigt, und da war man nicht ganz sicher. Die Franzosen sagten: „Nein, es ist nicht die Viehseuche!“ Die Preußen sagten: „Ja, sie ist's!“ Wer hatte nun recht? Ein Viehdoktor war nicht im Dorf, und die andern verstanden nichts davon, obgleich einige meinten, man solle nur den Doktor X. fragen. Deßhalb ließ der Ober-Lazareth-Inspektor die fraglichen Rindviecher aus dem Stall in den Hof führen, um sie zu untersuchen. Der Thatbestand war klar genug; denn die Kühe wollten weder fressen noch saufen, sondern brüllten nur entsetzlich und ließen die Zungen heraushängen. Sämmtliche Doktoren, Inspektoren und Lazarethgehilfen mit dem Apotheker gaben daher ihr Gutachten dahin ab, die Kühe seien offenbar krank, ob aber an der Viehseuche, das sei eine andere Frage; und niemand wollte entscheiden. So wurde denn einhellig be-

schlossen bis morgen zu warten; wenn die Kühe sich bis dahin nicht besser befänden, dann sollten sie sterben. Am anderen Tage wurden sie wieder herausgeführt und als sie sich ebenso jämmerlich geberdeten wie Tags zuvor, wurden alle sieben Stück unter zahlreicher Begleitung vors Dorf hinausgeführt und unter den Thränen und Wehklagen ihrer Freunde und Besitzer umgebracht und verscharrt. Darnach erlosch die Viehseuche. Als nun keine einzige Kuh mehr im Dorfe erkrankte, sagte der Chef-Arzt, indem er sich hinter den Ohren kratzte: „Donnerwetter! Ich glaube die dummen Viecher haben die Pest gar nicht gehabt. Denn ich habe nachträglich gehört, die umgebrachten Thiere hätten nur aus einem Brunnen getrunken, in welchen der Stabs-Arzt N. Chlor geworfen hat, um ihn zu desinfiziren." So verhielt es sich wirklich und der war wieder an Allem Schuld.

Allein ein viel schlimmerer und gefährlicherer Feind als die Viehseuche war für die Kühe ein gewisser Herr Inspektor der Lazareth-Küche. Wenn der nämlich gerade kein Fleisch für die Lazarethe oder für den Tisch der Doktoren hatte, dann ließ er einfach durch den französischen Bürgermeister des Ortes dem ersten besten Bauern eine Kuh wegnehmen und schlachten. Der Bürgermeister war aber ein boshafter Kerl, der nur denjenigen Bauern die Kühe wegnahm, die er nicht leiden konnte. Dabei schmeichelte er den Doktoren und war deßhalb im ganzen Dorf verhaßt. Bei seinen Zwangsrequisitionen nahm er auch wohlweislich immer ein paar Soldaten zu seinem Schutze mit.

Eines Tages nun, als ich eben im Zimmer des kranken Chef-Arztes war, wurde mir gemeldet, es sei draußen eine alte Frau, die den Bruder dringend zu sprechen verlange. Ich ging hinaus und fand da unsere Hauswirthin weinend und wehklagend.

„Bruder! Bruder!" rief sie; „retten Sie meine Kuh! Retten Sie meine Kuh! Aber kommen Sie schnell, sonst ist es zu spät!"

„Ihre Kuh?" fragte ich; „Wer will denn Ihrer Kuh etwas zu Leid thun?"

„O, der Bürgermeister! der Spitzbube! der Hallunke! der Schurke! der Strolch! der Gauner! der Schurke! O, er will sie schlachten! der elende Lumpenkerl! o ich möchte ihm die Augen auskratzen, dem schuftigen Buben! Meine arme, schöne, liebe Kuh! O Bruder, kommen Sie doch schnell mit mir; sonst ist es am Ende zu spät; die Soldaten sind schon in unserem Hause, um sie zu holen."

Einen Augenblick dachte ich nach, wie die Kuh der armen Frau wohl aus den Händen des Inspektors zu retten sei; dann sagte ich zu der Frau: „Hören Sie, ich kaufe Ihre beiden Kühe für zwei Franken; so lange ich hier im Dorf bleibe, gehören sie mir und Niemand darf denselben dann etwas anhaben; und wenn ich abreise, dann verkaufe ich Ihnen die beiden Kühe wieder um denselben Preis; so kann ich sie retten. Wollen Sie?"

„Ach freilich! Von Herzen gern!" erwiderte die Frau; „wenn nur meine Kuh am Leben bleibt. Aber nur schnell, Bruder! Schnell! Am Ende ist sie schon todt; o meine liebe schöne Kuh!"

Rasch zog ich mein Portemonnaie, gab der Frau zwei Franken und schloß den Kauf ab; zugleich befahl ich ihr, schnell heimzugehen und dem Bürgermeister zu sagen, der preußische Bruder habe die Kühe gekauft und diese seien daher unantastbar. Dann ging ich zum Chef-Arzt zurück und beklagte mich darüber, daß der Inspektor die Milch-Kühe im Dorfe wegnehmen und schlachten lasse. „Ah, Sapperlott!" rief der Chef-Arzt, „das soll nicht sein, das will ich nicht; wir brauchen die Milch nothwendig für die Verwundeten und Kranken. Ich werde es dem Inspektor schon sagen."

Dann theilte ich dem Chef-Arzt mit, daß ich die zwei Kühe unserer Hausleute gekauft hätte, um sie zu retten. „Das ist gut!" sagte er und unterschrieb den Kauf-Kontrakt, den ich aufsetzte. Damit lief ich rasch zum Inspektor und ließ den auch unterschreiben und das preußische Siegel darunter setzen. Nachdem ich dem Inspektor, der ein sehr saures Gesicht machte, noch im Vorbeigehen unter die Nase gerieben hatte, der Chef-Arzt wolle nicht, daß man die Kühe schlachte, eilte ich mit diesem Instrument und Dokument nach Hause und kam gerade recht, als der Bürgermeister die Kuh fortführen ließ. Der Kerl war halb betrunken und raisonnirte gewaltig mit unserer Hauswirthin, die ihm aber auch kein Wort schuldig blieb und beide Fäuste unter die Nase hielt. Der Streit war so hitzig und es hatte sich eine so große Schaar Männer und Weiber um die beiden gesammelt, daß der Bürgermeister mich gar nicht herankommen sah. Als ich dicht hinter ihm stand, rief ich so laut ich konnte: „Herr Bürgermeister, was wollen Sie hier?"

Verdutzt kehrte er sich nach mir um und sagte:

„Nichts von Ihnen, Herr Bruder; o gar nichts von Ihnen.“

„Gut! Dann lassen Sie gefälligst meine Kuh da im Stall.“

„Ihre Kuh? Aber Herr Bruder, das ist doch nicht Ihre Kuh!“

„Jawohl das ist meine Kuh! Ich habe sie gekauft; hier ist der Kontrakt.“

Der alte Bürgermeister (er war ein mißrathener, fortgejagter Schulmeister) setzte seine dicke Hornbrille auf die rothe Schnapsnase und las mit einem wahren Paviansgesicht das Schriftstück der versammelten Menge laut vor, wobei er sich kaum auf den Beinen halten konnte. Nachdem er es gelesen, faltete er das Papier gravitätisch zusammen und sagte:

„Es ist alles in Ordnung und richtiger Form. Die Kuh gehört Ihnen; führt sie nur wieder in den Stall. Aber ehrlich gehandelt ist das nicht, Herr Bruder.“

„Was!“ rief ich jetzt zornig, „Sie wollen mich insultiren? Und hier, die Unterschrift des Herrn Chef-Arztes und Commandanten, ist die vielleicht auch nicht ehrlich? Nehmen Sie sich in Acht, Herr Bürgermeister, sonst bekommen Sie es mit dem Herrn Chef-Arzt zu thun und dann möchte es Ihnen schlecht ergehen. Und damit Sie es wissen, der Herr Commandant ist sehr böse über Sie, weil Sie die Milch-Kühe schlachten lassen und er will, daß es durchaus nicht mehr geschehe. Verstanden?“

Als nun einer meiner Mitbrüder durchs Fenster sah, daß ich mit dem Bürgermeister Streit bekam, sprang

er aus dem Haus zu meiner Hilfe herbei, hielt drohend den Zeigefinger in die Höhe und rief:

„Hören Sie, Herr Bürgermeister, ich habe drei Brüder in der preußischen Armee, die sind Offiziere und wenn Sie nicht gleich still sind und machen, daß Sie fortkommen, so geht es Ihnen schlecht!"

Der Bürgermeister wollte einen langen Sermon beginnen; wir aber hatten keine Lust ihn anzuhören und zogen uns ins Haus zurück.

Unsere alte Hauswirthin aber vergoß Freudenthränen und indem sie ihre Kuh streichelte und liebkoste, sagte sie: „O meine liebe, schöne Mimi! dich hat er umbringen wollen, der abscheuliche Spitzbube! Nein, nein jetzt gehörst du dem Herrn Bruder, und Niemand darf dir etwas zu Leide thun."

Die Bauern hatten sich meine Worte wohl gemerkt, und als der betrunkene Bürgermeister in ein anderes Haus eindringen und ein Stück Vieh entführen wollte, da ließen sie ihn nicht zur Thüre herein und riefen: „Haben Sie nicht gehört, Herr Bürgermeister, daß der Commandant verboten hat, die Kühe zu schlachten? Versuchen Sie es nur einmal, uns noch eine zu nehmen, dann sollen Sie sehen, was wir thun." Dabei hielten sie ihm die geballten Fäuste vors Gesicht. Was wollte er machen? Er zog unverrichteter Dinge ab.

Von diesem Tag an wurde kein Stück Vieh mehr aus dem Dorfe geschlachtet, sondern in der Umgegend aufgekauft; und die Leute schrieben uns das Verdienst zu, diese Schonung erwirkt zu haben. Unsere Hausleute waren so dankbar, daß, als der Herr Inspektor

uns Brüdern mehreremal kein Fleisch verabfolgte, sie nach einander zwei ihrer Schafe und zwei Schweinchen für unseren Mittagstisch schlachteten; und als wir ihnen Vorstellungen machten und baten, sie möchten es doch nicht thun, wir könnten schon einige Tage ohne Fleisch leben, da sagten sie: „Nichts da! Sie haben unsere Kühe gerettet; jetzt sollen auch unsere Schweinchen aus Dankbarkeit für Sie sterben.“

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Honigbären.

Es war gerade, als hätten sich die Soldaten just unsere Hausleute ausersehen, um ihnen allen möglichen Schabernack zu spielen, weil sie uns nichts anhaben konnten. Vielleicht auch steckte Jemand anderer dahinter.

Genug; eines Morgens, als ich in aller Seelenruhe mein Mahl verzehrte, stürzte unsere Hauswirthin ins Zimmer und rief:

„O, diese Preußen! diese Preußen!“

„Nun, was ist denn schon wieder los?“

„O, jetzt haben sie mir alle meine Fliegen gestohlen!“

„Ihre Fliegen? Nun, da danken Sie Gott, daß Sie die los sind; dann werden Sie doch nicht mehr davon geplagt. Übrigens alle haben sie Ihnen doch nicht gestohlen, denn ich sehe noch genug davon hier im Zimmer.“

„Ach nein, Sie verstehen mich nicht; ich meine die Fliegen des lieben Gottes, unsre Honig-Fliegen.“ *)

„Ah so! Sie meinen Ihre Bienen!“

„Ja, ja, meine Bienen haben sie genommen; das sind die Fliegen des lieben Gottes; denen thut sonst kein Mensch was zu Leid, den guten Thierchen. Das ist eine große Sünde! Ach, sechs Körbe voll haben sie mir gestohlen. Kommen Sie, Bruder, und sehen Sie nur!“

Ich mußte aufstehen und der Frau in den Garten folgen. Es war richtig; die sechs Bienenstöcke waren fort und die Gartenbeete rings umher zertreten. Am Boden lag ein umgestürzter Bienenkorb und rings umher schwärmten die erbitterten Bienen, so daß ich mich in Acht nehmen mußte, um nicht gestochen zu werden. Im Gartenzaun war ein großes Loch gebrochen; da waren die Diebe offenbar hereingestiegen. Ich ging auf dasselbe zu und schlüpfte durch. Als ich um mich blickte, ob ich nicht die Thäter noch entdecken könnte, bot sich mir ein so komisches Schauspiel dar, daß ich hell auflachen mußte. Draußen auf dem Feld liefen vier oder fünf Soldaten nach verschiedenen Richtungen hin davon. Jeder hielt krampfhaft einen Bienenkorb im Arm, während sie die sonderbarsten Seitensprünge machten, die Köpfe tief herabsenkten und mit Armen und Beinen um sich schlugen, um sich gegen die wüthenden Bienen zu vertheidigen. Aber das half ihnen nichts, sie wurden tüchtig zerstochen. Wir hörten sie schreien und sahen, wie zwei von ihnen die Körbe wegwarfen und sich aus dem

*) Die französischen Bauern nennen die Bienen die „Fliegen des lieben Gottes,“ mouches du bon-dieu.

Staube machten. Kaum sah dies unsere Wirthin, so lief sie schreiend und weinend und schimpfend hinzu, hob die Körbe auf und trug sie in den Garten zurück, ohne daß die Bienen ihr etwas gethan hätten. Ich ging nun den Soldaten nach, fand aber bei den Bagage-Wägen, hinter welchen sie verschwunden waren, nur die leeren Bienenkörbe; die Diebe waren mit den Honigwaben verduftet. Dies meldete ich der Frau, welche auch die übrigen Körbe wieder holte und an ihren früheren Platz zurückstellte. Noch am selben Abend waren vier Schwärme wieder in ihre Stöcke eingezogen, und die Frau war sehr getröstet, daß sie wenigstens so viele gerettet hatte. Sie hat auch den Dienst, den ich ihr dabei erwiesen, nie wieder vergessen: denn jedes Jahr schickte sie uns per Post einen großen Topf voll Honig nach Deutschland mit einem Danksagungsschreiben für die Rettung ihrer „Fliegen.“

Es gab noch eine andere Art von Honigbären im Dorf, welche uns nicht wenig zu schaffen machte. Diese schnüffelten beständig um den großen Honigtopf herum, den wir zu verwalten hatten, nämlich um das Liebesgaben-Depot im Schloß. Bei der großen Freigebigkeit, womit der Bruder die Vorräthe nach der Vorschrift des Chef-Arztes vertheilte, konnte es nicht ausbleiben, daß auch solche sich zudrängten, welche der Liebesgaben weder bedürftig noch würdig waren. Der vorsichtige Bruder aber erforschte jedem ganz genau das Gewissen, und wenn er keine schriftliche Anweisung von einem der Aerzte brachte, dann speiste er ihn mit schönen Worten und freundlichen Versicherungen ab, indem er sagte, er wolle sich erst näher erkundigen. Mancher kam aber nicht

wieder. Nur einmal gelang es einem solchen Vogel, etwas Bedeutendes wegzuschnappen.

Da war nämlich ein Lieutenant, der hatte auch von der ergiebigen Quelle gehört, welche im Schloß sprudelte, und beschloß dort womöglich einen tüchtigen Schluck zu thun. Ich befand mich gerade im Zimmer des kranken Chef-Arztes, als es klopfte. Ich stand auf und wollte hinausgehen, um zu sehen, wer draußen sei. Allein schon wurde die Thür geöffnet und herein trat mit zierlichem Schritt und siegreichem Blick der Herr Lieutenant. Ohne den Chef-Arzt im Bett zu bemerken, sagte er:

„Jehorsamster Diener, werther Herr Bruder; habe ich vielleicht das Vergnügen —"

„Aber Herr Lieutenant," unterbrach ich ihn, „sehen Sie denn nicht, daß hier der typhuskranke Herr Chef-Arzt wohnt?"

„Wie! Ein Typhuskranker!" rief der Lieutenant voll Entsetzen, und mit einem Sprung war er wieder zur Thüre hinaus. Dabei schnitt er ein gräuliches Gesicht, hielt sich die Nasenlöcher mit den Fingern zu und fragte:

„Um Gottes willen, Herr Bruder, ich bin doch nicht angesteckt?"

„Ich glaube nicht, Herr Lieutenant; aber was wünschen Sie?"

„Ja so! Richtig! Sehen Sie, Herr Bruder, ich wollte einmal die Verwundeten hier besuchen."

„Nun, dann treten Sie nur gefälligst hier ein," sagte ich und wollte ihm eine zweite Thüre nebenan öffnen. Der tapfere Krieger hielt mich aber mit den Worten zurück:

„Nein, nein! Um Gottes Willen nicht! Da sind gewiß auch Typhuskranke drin."

„O nein, Herr Lieutenant, hier nicht; seien Sie ganz beruhigt.“

„Aber nicht wahr, Typhus ist sehr ansteckend und gefährlich?“

„Jawohl,“ bestätigte ich, „sehr ansteckend und gefährlich; den Typhus bekommt man sehr leicht und in vier bis fünf Tagen ist man oft todt.“

„Schrecklich! Entsetzlich!“ rief der Lieutenant und sprang nach der Treppe; aber er kam noch einmal vorsichtig zurück und fragte:

„A propos! Wo finde ich denn wohl den Herrn Bruder, der das Depot der Liebesgaben verwaltet?“

„Der ist augenblicklich nicht da; aber ich kann ihm ja Ihre Wünsche mittheilen.“

„Ach ja, wollen Sie wohl so gut sein? Sehen Sie ich bin ein Offizier, der für seine Soldaten sorgt; nun möchte ich gerne, weil die Uebergabe von Metz doch bald bevorsteht, meine Leute noch recht begeistern und bestärken: und da habe ich gehört, der Bruder habe guten Cognac und auch Cigarren.“

„Ja, mein lieber Herr, das geht nicht! Wir können doch nicht all' Ihre Soldaten mit Cognac und Cigarren versehen! Wie viel wollen Sie denn eigentlich davon haben?“

„O, für die Mannschaft nur ungefähr hundert und fünfzig Flaschen Cognac und Tausend Cigarren; und dann noch etwas für die Offiziere.“

„Nein! Das geht nicht! So viel ist im ganzen Depot nicht vorhanden. Dann bliebe uns ja nichts mehr für unsere Kranken und Verwundeten übrig.“

„Ach,“ meinte der edle Lieutenant, indem er den Kopf zierlich auf die Seite neigte und mitleidig liebe-

voll lächelte, „solche Dinge sind ja nur schädlich für die Kranken."

„O durchaus nicht, Herr Lieutenant; im Gegentheil, wir sind recht froh, wenn wir etwas für unsere Kranken haben. Nein! nein! Da machen Sie sich nur keine Hoffnung; daraus wird Nichts!"

Damit wollte ich den bescheidenen Lieutenant verabschieden. Aber zum Unglück kam gerade ein Stabs-Arzt die Treppe herauf, und diesem trug der Lieutenant sein Anliegen auch vor, und zwar so beharrlich, so zudringlich und unverschämt, daß er durch die Vermittlung dieses Doktors doch zwanzig Flaschen Cognac und einige Hundert Cigarren für die Offiziere herausschlug.

Ich fragte nachher die Soldaten dieses Lieutenants, ob ihr Offizier recht gut und väterlich für sie sorge. „O bewahre Gott!" war die Antwort; „der sorgt nur für sich. Wir müssen ihm alle Delikatessen zusammensuchen, und vier Soldaten sind den ganzen Tag am Kochen für ihn, und er thuts dann aufessen; im Quartier müssen wir ihm das beste Bett, Tische und Stühle herbeischaffen; und auf dem Vorposten sogar, wenn man halbtodt ist vom Marschiren und Wachestehen, dann müssen wir ihm erst noch eine Bretterhütte bauen und ein Gärtchen davor anlegen. Nee! das ist ein Soldaten-Schinder!" So behaupteten Jene.

Um die armen Soldaten zu entschädigen, gaben wir ihnen wollene Hemden, Strümpfe, Unterhosen und Leibbinden, wovon wir mehrere hundert Stück übrig hatten, die wir für unsere Kranken nicht brauchten. Das war den Leuten bei der naßkalten Witterung hundertmal lieber, als ein Glas Cognac. Während wir noch am Aus-

theilen waren, präsentirt sich ein Sergeant, salutirt und bittet um eine — geweihte Medaille; kaum hatte er eine empfangen, da kommen schon zwanzig andere, lauter Katholiken, und wollen auch eine haben, und das Vertheilen nimmt gar kein Ende. Gerne hätten diese guten Leute auch wieder einmal gebeichtet, wenn wir nur Priester gewesen wären.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Die Heimkehr ohne das eiserne Kreuz.

Metz war gefallen, die französische Armee war in die Gefangenschaft nach Deutschland transportirt, und die deutsche war nach Paris abgezogen; Schnee lag draußen auf den Feldern, unsere Vorräthe und unsere Kräfte gingen zur Neige, als wir durch einen Besuch unseres Oberen überrascht und erfreut wurden. Er kam und zählt' die Häupter seiner Lieben, und sieh', es sind der Schwaben sieben. Nun visitirte er uns alle und da er bei den meisten eingefallene Gesichter und magere Knochen vorfand, und überdieß in unserem Lazareth nur noch 30 Reconvaleszenten übrig und nicht mehr viel zu thun war, so erhielt auch unser kleines Armee-Corps Marschbefehl. Diejenigen von uns, welche krank oder erschöpft waren, sollten heimreisen; die Neuangekommenen aber in die Lazarethe bei Paris und Orleans abgehen. Als wir nun schieden, bezeugten uns alle, Johanniter und Malteser, die Aerzte, Kranken und

Krankenwärter, und auch die armen Dorfbewohner, die aufrichtigste Freundschaft und Dankbarkeit. Auch uns wurde der Abschied recht schwer; denn wir hatten von Allen so viel Güte und Liebe erfahren. Das eiserne Kreuz brachten wir freilich nicht mit zurück, obgleich der Chef-Arzt uns alle beim General-Commando dazu vorgeschlagen hatte. Aber als ich von ihm Abschied nahm, umarmte er mich und sagte, nur meiner Pflege verdanke er das Leben; und das war und ist mir lieber als alle eisernen Kreuze, daß ich dazu beitragen durfte, diesen edlen Mann seiner Familie und seinem Beruf zu erhalten. Der alte General-Arzt ließ es sich nicht nehmen, uns bis Metz zu begleiten und führte uns in seinem eigenen Wagen an die Eisenbahn. Nach einer langen Tagereise kamen wir wieder an den Rhein, an den Rhein, an den schönen Rhein, und zogen ins Haus mit Jubel ein. Jetzt gings an ein Fragen und Erzählen, Jubiliren und Gratuliren. Aber gar bald hatte aller Jubel ein Ende. Ich erhielt mit einer Depesche aus Frankreich einen schwarzgeränderten Brief aus der Heimat: mein einziger Bruder war am zweiten Dezember vor Paris gefallen . . . .



Josef Freiherr Götz von Berlichingen

(in der Uniform eines päpstlichen Zuaven)

geboren 25. Juli 1849 in Lausanne,

gefallen 2. December 1870 vor Champigny.

Dritte Lazareth-Fahrt.

Dritte und letzte Lazareth-Fahrt.

Erstes Capitel.

Zwei telegraphische Depeschen.

Erstes Telegramm:

Versailles, den 8. Dezember 1870.

Ihr Bruder ist am 2. Dezember in der Schlacht bei Champigny in der Nähe von Paris gefallen. Das Jägerregiment, dem er angehörte, hat gegen die Uebermacht der Franzosen, die einen heftigen Ausfall machten, den ganzen Tag gekämpft. Ihr Bruder war bei dem Sturm gegen das Dorf der erste auf der Barrikade; dort traf ihn eine Kugel mitten durchs Herz. Seine Leiche ist durch Freunde in einen Sarg gelegt und in die Heimat gebracht worden.

Ihr . . . . .

Da steh' ich auf dem Bahnhof meiner Vaterstadt, traurig und still. Es pfeift in der Ferne. Ein Zug von Frankreich kommt an. Viele hundert Verwundete und abgezehrte Soldaten steigen aus. Dort hinten aber hebt man dreiundzwanzig Särge aus dem Wagen, und öffnet sie. Ja, da liegt er im Sarg, der ists, mein einziger Bruder, den ich so sehr geliebt; todt und kalt, aber mit ruhigen sanften Zügen, als wenn er nicht todt wäre, sondern schliefe. Neben dem offnen Sarg kniet unsere alte Mutter und küßt mit Thränen die kalte Stirn des einzigen Kindes, das ihr zum Trost und zur Stütze ihres Alters geblieben war. Sie knöpft ihm die Uniform auf und sucht die Wunde, die ihrem jüngsten Liebling den Tod gegeben. Da — links ist die Kugel mitten durch sein treues Herz gegangen, und sie küßt ihm die blutige Brust und die stummen Lippen und weint, und mir will es fast das Herz brechen, die arme verlassene alte Frau zu sehen, die keine Klage über die Lippen bringt. Soldaten und Werkleute stehen auch um den Sarg und wischen sich die Augen, und ein Jäger mit dem Arm in der Schlinge sagt auf den Todten deutend: „Als er von der Barrikade herabfiel, nahm ich ihn in die Arme und fragte ihn, ob er noch etwas auszurichten habe; er aber hob die Hand zur Stirne, machte das Kreuzzeichen und dann war er todt.“ Ein alter Werkmeister neben dem Jäger aber sagte: „Schad' um das schöne junge Blut! War kaum einundzwanzig Jahre alt.“ — Und ich — ach! was hätte ich nicht darum gegeben, wenn er noch lebte, der der treueste Freund und Bruder meines Lebens gewesen! In unserer Jugend hieß man uns „die unzertrennlichen Brüder.“

Nach zwei Tagen hat man bei seiner Leiche das Todtenamt gehalten, und seine Freunde und Kameraden und Vereinsgenossen, mehr als hundert Arbeiter und Gesellen, Studenten und andere Leute, die ihn gekannt und geliebt haben, waren dabei und haben ihm noch die letzte Liebe erwiesen. Er war ja gegen alle gut gewesen und hat keinen Feind gehabt. Dann hat man ihn hinausgetragen unter Trommelschlag wie einen braven Soldaten, der für seinen König gestorben, und ich hab zugesehen, wie sie ihn neben seinem seligen Vater in den Boden gesenkt haben, und so wie damals habe ich nie einen Schmerz gefühlt. Zu Hause habe ich meine alte Mutter getröstet und wir haben von meinem Bruder gesprochen, wie er als Kind so fromm und gut, und wie er mit seinen schwarzen Augen die Leute so groß angeschaut hat. Wenn sie ihm dann sagten: „Was hast du für schwarze Augen!“ — rief er: „Guck mich nicht an, oder ich mach dich schwarz,“ und riß dabei die Augen weit auf. Wenn er als Kind einen Fehler oder eine Unart begangen hatte, kam er weinend zu seiner Mutter und sagte: „Mutter, ich verzeih’ dir;“ er konnte zwischen verzeihen und um Verzeihung bitten noch nicht unterscheiden. — So sprachen wir über ihn und gingen dann in das Zimmer, das er früher bewohnt hatte. Aber da war es leer; denn er hat immer alles, was er besaß, seinen Kameraden und den Armen geschenkt.

Noch vierzehn Tage blieb ich bei meiner alten Mutter; dann kehrte ich in mein Kloster zu Coblenz zurück, gab meinem Obern Rechenschaft über alles, was geschehen und ging dann wieder an meine gewohnte

Arbeit. Aber, es wollte nicht mehr recht gehen; immer stand mir mein Bruder vor Augen; und der Gedanke, daß ich jetzt keinen Freund mehr hätte in dem Leben, wie er es mir gewesen, machte mir das Herz recht schwer. Ich wollte es vergessen, aber es ging nicht. Da kam ein

Zweites Telegramm:

Cöln, den 7. Januar 1871.

Lieber Bruder Longinus. Morgen gehe ich mit 14 Krankenbrüdern nach Frankreich in die Lazarethe zurück; ich möchte Sie auch gern mitnehmen. Wenn Sie mitkommen, so treffen Sie uns auf dem Nachtzug, der um 2 Uhr Coblenz passirt.

Pater Henricus.

Jetzt war mir geholfen. Ich bat den Provinzial, er möge mich noch einmal gegen die Franzosen loslassen, und nachdem er einen Augenblick still an die Decke geschaut und an seiner Brille gezupft, sagte er schnell: „Ja, gut, gehen Sie Bruder.“ Und so bereitete ich mich denn vor zu meiner dritten und letzten Lazarethfahrt.

Zweites Capitel.

Abreise in Begleitung sämmtlicher Nachtwächter von Coblenz.

Die früher gemachten Erfahrungen benützend, versah ich mich gut mit allem Nothwendigen und Nützlichen; ich war so schwer bepackt wie ein Schiff der Wüste, von dem mein alter Lehrer in der Elementarschule schon erzählt

hatte. Am schwierigsten war es, noch ein Paar Stiefel aufzutreiben. Noch spät Abends lief ich bei einem Dutzend Schumacher in der Stadt umher; aber sie sagten, alle Stiefel seien schon nach Frankreich verreist. Ein Paar fand sich noch, aber das war zu klein, und der Meister meinte, ich lebte auf einem gar zu großen Fuß für einen Klosterbruder. Endlich nach langem Suchen entdeckte ich Nachts um 10 Uhr einen Schuhladen, der eben geschlossen werden sollte, und hier war gerade noch ein Paar, das für alle Soldaten der preußischen Armee zu groß gewesen war, mir aber vortrefflich paßte. Ich zahlte der alten Ladenjungfer gern den bescheidenen Preis von drei Thalern und noch 5 Groschen für den Schrecken meines nächtlichen Ueberfalls und zog triumphirend heim. Punkt 12 Uhr weckte mich unser guter Bruder Koch und stellte mir ein Frühstück vor, während er wehmüthig dreinschaute. Er wäre gar zu gern auch mit nach Frankreich gezogen. Er hatte in seiner Jugend ein wenig Französisch gelernt und meinte, er wäre doch gerade der rechte Mann um sich den Franzosen verständlich zu machen; statt dessen schicke man Brüder dorthin, die keinen Brocken von der Sprache verstünden; aber so gehe es halt in dieser Welt und die Vorsehung helfe noch dazu; einen Vortheil habe die Sache; denn die anderen könnten, wenn sie in Frankreich nichts verstünden und dummes Zeug machten, sich mit dem Gedanken trösten: Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß. Der gute Bruder Koch kam auch nie nach Frankreich. Um 1 Uhr öffnete er mir die Klosterpforte, beschrieb mir noch den Weg zum Bahnhof — erst rechts — dann links — dann

gerade aus — dann wieder links — und wieder rechts — wünschte mir Gottes Segen auf die Reise und — fort wanderte ich durch die stillen dunkeln Straßen. Aber ich muß im Schlaf gewandelt sein; allerdings war ich unzähligemal links und rechts und dann wieder gradaus gegangen, aber anstatt auf den Bahnhof zu kommen, stand ich plötzlich mutterseelenallein vor der Stadt draußen am Rhein. Ich hatte mich verlaufen, das war klar. Mir gegenüber am anderen Ufer ragte Ehrenbreitstein zum Nachthimmel empor, aber diesseits — dort rechts — ragt auch etwas empor, und zwar, wenn ich recht sehe, ein preußischer Helm. Ich gehe also auf den hervorragenden Gegenstand zu und — richtig, es war eine Schildwache. Als ich vor dem Krieger stand, sagte er ganz gemüthlich: „Halt, wo wollet Ihr hie?" — Gottlob, das war ein Landsmann, ein ehrlicher Schwabe, das merkte ich an der Sprache; gewiß aus Hohenzollern. Er war auch gar nicht grimmig, wie Schildwachen bei Nacht und namentlich in der Nähe von Festungen gewöhnlich zu sein pflegen. Er mochte wohl an seine ferne schöne Heimat und die dortigen Knöpfle gedacht haben und ihm zu Muth sein wie jenem anderen tapferen Schwaben, der im Krieg anno 1866 in unserem Kloster in Quartier lag, und eines Mittags bei einer Schüssel Spätzle und Sauerkraut feierlich erklärte: „Jetzt, des mueß i sage; do möcht i scho de ganze Feldzueg mitmache." Die Schildwache vor mir flößte ebenso Zutrauen ein. Ich sagte ihm also, ich wolle eigentlich in den Krieg nach Frankreich, hätte aber den Weg verfehlt, und ob er mir nicht sagen könne, wo der Bahnhof liege. „Nei, des woiß i net;

aber do kummt die Patrull, die woißt's vielleicht." Richtig, da kam ein Unteroffizier mit zwei Soldaten durch die Nacht, hörte wo ich hin wolle und erbot sich, mich zu führen. So zog ich denn, hinten und vorne eskortirt, mit meinem schweren Tornister auf dem Rücken durch die einsamen Straßen. An einer Ecke zog der Unteroffizier ein Pfeifchen heraus und ließ einen kurzen Pfiff ertönen. Sogleich tauchte aus dem Dunkel der nächsten Straße ein Nachtwächter auf, der mich auf Befehl der Wache freundlichst übernahm und weiter transportirte. Ich bin in meiner Jugend mit Nachtwächtern sehr wenig in Berührung gekommen, habe mich aber immer sehr für diesen Menschenschlag interessirt, obwohl ich nur ganz dunkle Begriffe von seiner Naturgeschichte hatte. So weiß ich, daß ich noch ganz klein einmal hörte, die Nachtwächter hätten ein Horn, und meinte damals, dies sei ihnen auf der Stirne angewachsen wie den Kühen, und erst später erfuhr ich aus Pocci's Bilderbüchern, daß die Nachtwächter das Horn umhängen hatten, um darauf zu blasen, nicht aber um damit zu stoßen, wie ich mir das „in's Horn stoßen" gedacht hatte. Noch später, als ich ein Knabe mit Hosen war, und des Nachts in der tiefen Stille unserer Stadt das geisterhafte: tuh — tuh — tuh — tuhu — des Nachtwächters und hierauf die Antwort: Habt Acht! des Feuerwächters vom Thurm vernahm, da überlief mich immer ein tiefes Grausen und ich zog ängstlich meine Bettdecke bis über die Ohren. Ebenso interessant war es mir in herangewachsenen Jahren zu vernehmen, daß den Studenten des Mittelalters an einer süddeutschen Universität durch ausdrücklichen Senats-

beschluß verboten war „nächtlicher Weile auf den Straßen irgend Jemand anzufallen, zu beschädigen, zu verwunden, ins Wasser zu werfen oder gar todt zu schlagen, auch nicht einmal den Nachtwächter.“ Aus all diesen Gründen war mir dieser erste Nachtwächter, der mir zu Gesichte kam, höchst interessant und ich betrachtete ihn mir genau. Aber ich fand mich sehr enttäuscht. Denn erstens sah er gar nicht so aus, wie Herr von Pocci seine Nachtwächter gezeichnet hat. Er hatte weder Horn, noch Spieß, noch Laterne, sondern nur ein neusilbernes Pfeifchen. An der nächsten Ecke ließ er es ertönen, und als darauf ein zweiter Zunftgenosse erschien, übergab er mich diesem, und ich entließ den ersten mit vielem Dank und einem Fünf-Groschen-Stück, damit er eine gute Meinung von mir haben sollte, (so ist halt der Mensch, sogar eine Stunde nach Mitternacht.) Der zweite Nachtwächter überlieferte mich dem dritten, dem vierten, und so ging ich von Hand zu Hand bis zum Bahnhof; weiß mich aber wirklich nicht mehr zu erinnern, wie viele Fünf-Groschen-Stücke ich dabei losgeworden bin. Glücklicherweise kam ich noch rechtzeitig auf den Zug von Cöln. Als ich den Schaffner fragte, ob noch mehrere solche Herrn in langen schwarzen Röcken wie ich auf dem Zug seien, meinte er, ja, er habe eine volle Ladung davon, und öffnete mir ein Coupé. Wirklich lagen da Bruder Aemilius, Antonius und Casparus auf den Polstern in tiefem Schlaf. Ich begrüßte sie und legte mich auch nieder und schlief ein.

Diesmal ging die Fahrt nach Frankreich ohne Schwierigkeit und Aufenthalt von Statten. Mit Schnell-

zug-Geschwindigkeit fuhren wir bis nach Metz, wo wir am Nachmittag anlangten. Da heute kein Zug mehr nach Nancy und Paris abging, so mußten wir in der Stadt übernachten. Ein eigenthümliches Gefühl beschlich mich, als ich dieses feste Metz wiedersah, das so viel Kanonendonner gehört, so riesige Schlachten und Ereignisse in und um seine Mauern gesehen hatte. Und ich konnte ja der stolzen bezwungenen Festung ins Angesicht sagen: „Auch ich habe dich drei Monate lang belagert.“ Freundliche Aufnahme fanden wir in einem Kloster durch französische Ordensleute, die uns einen großen Saal für die Nacht einräumten. Wir bemühten uns, so gut wir konnten, mit den Herren französisch zu sprechen. Es ging auch ganz gut, denn solange man nur immer — oui! oui! Oh oui! sagt, kommt man mit den Franzosen schon aus. Gegen Abend erschien unser Führer und Brigade-General der Pater Henricus, in unserer Mitte. Der Armeebefehl für den folgenden Tag lautete: „Alle Brüder haben morgen früh punkt 7 Uhr auf dem Bahnhof zu sein. Um ein halb acht Uhr fährt der Zug ab. Die Billette werden besorgt. Für das Gepäck sorgt Bruder Longinus. Verstanden?“ — „Ja!“ tönte es im Kreis der Brüder. Nun wurden noch sechs Gepäckträger mit zwei Karren engagirt, und auf ein halb sieben Uhr bestellt. Sie sagten zu. Somit war Alles trefflich angeordnet. Aber — trau einer diesen Franzosen! —

Drittes Capitel.

Geld regiert die Welt.

Am anderen Morgen um ein halb sieben Uhr standen wir gefrühstückt und fix und fertig bereit; Nur die französischen Gepäckträger waren noch nicht am Platz. Schon wollten meine vierzehn Brüder sich auf den Weg zum Bahnhof machen und mich mit dem Gepäck von vierzehn Tornistern und zwanzig großen Reisesäcken und Körben meinem Schicksal und meinem Genie überlassen, als ich in richtiger Ahnung das Sachverhaltes gegen ihren Abzug Einsprache erhob, und das war mein Glück; sonst säß ich vielleicht heute noch in Metz. Denn die Gepäckträger kamen nicht. Wahrscheinlich hatten sie gehört, daß wir „Prussiens“ seien, und es unter ihrer Würde gehalten, uns Dienste zu leisten. Es war bereits sieben Uhr und bis zum Bahnhof ein Weg von einer halben Stunde. Mir schwebte lebhaft das ernste Gesicht unseres Pater Henricus vor Augen, der uns schon erwartete. Rasch entschlossen rief ich meinen Genossen zu: „Aufgepackt! Nehme jeder so viel er tragen kann und Vorwärts!“ — Im nächsten Augenblick waren wir schon unter Wegs. Aber das war eine Schlepperei! So schwer hatten wir noch nie zu tragen gehabt. Manch einer hatte seinen 60 Pfund schweren Tornister auf dem Rücken, eine wollene Decke oder Mantel daraufgeschnallt, und in jeder Hand einen eben so schweren Reisesack oder Tragkorb mit Flaschen, Instrumenten und Proviant. Obgleich es mitten im Winter und empfindlich kalt war, rannen

uns doch die hellen Schweißtropfen von der Stirn. Auf dem Gemüse-Marktplatz konnten wir vor Ermüdung nicht mehr weiter. Ich fragte die Leute, wie weit es noch zum Bahnhof sei. „Eine Viertelstunde“ war ihre Antwort. Es war unmöglich, wir konnten den Zug nicht mehr erreichen. Da fuhr es mir durch den Kopf: Geld regiert die Welt. Ich zog ein Goldstück aus der Tasche hob es in die Höhe und rief den Marktweibern mit Donnerstimme in meinem besten Französisch zu: „Zwanzig Franken für zwei Karren bis zum Bahnhof!“ Erst stutzten die Weiber; als ich aber meinen Ruf wiederholte und ihnen das Goldstück zeigte, da ging der Kravall los. Wie die Katzen über ein Vogelnest, fielen sie über ihre Gemüsekarren her, und warfen die Körbe herunter, so daß die gelben Rüben und Salatköpfe nur so herumflogen. In einem Nu war all unser Gepäck auf die Karren geladen und nachdem ich ihnen mein Goldstück zugeworfen, ging es in vollem Galopp wie eine reitende Batterie durch die Straßen zum Bahnhof. Dort stand unser Pater Henricus und schaute so finster drein wie General Steinmetz, als die Regimenter zu spät kamen. Ich aber erstattete Rapport indem ich sagte: „Hochwürden, es ist Verrath im Spiel. Die Gepäckträger haben uns im Stich gelassen.“ — „Alle schnell einsteigen,“ rief er uns zu, und zu mir sagte er: „Sorgen Sie, Bruder, daß das Gepäck um jeden Preis mitkommt.“ Die anderen eilten davon in den Zug und ich stand allein mit dem Gepäck auf der Straße. „Geld regiert die Welt,“ dachte ich, holte fünf Franken aus der Tasche und hielt es zwei Schaffnern hin mit den Worten: „Das erhaltet Ihr, wenn

das Gepäck noch auf diesen Zug kommt." Hui, wie sausten da die Karren in die Halle und an die Gepäckwagen heran. Schon rief der Zugführer: „Fertig! Fort!" als ich herzustürzte und aus Leibeskräften schrie: „Halt! halt!" — Wirklich gehorchte mir die Lokomotive, und der Zugführer wandte sich um, indem er erstaunt und zornig fragte: „Wer hat hier „Halt" gerufen?" — „Ich!" — „Warum?" — Weil dies Gepäck noch mitgehen muß?" — „Wem gehört das Gepäck?" — „Den freiwilligen Krankenbrüdern." — „Das Gepäck geht nicht mehr mit!" — „Warum nicht?" — „Weil ich keinen Platz mehr im Gepäckwagen habe." — „Dort in dem letzten Wagen ist noch Platz genug." — „Nein; das Gepäck muß erst gewogen und bezahlt werden; dies ist ein Schnellzug." — „Dazu ist keine Zeit mehr; ich verlange im Namen des Johanniter-Delegiren Graf L., daß unser Gepäck frei mitgeht." — „Hier hat kein Delegirer zu befehlen, als ich, ich der Zugsführer allein." Damit sprang er auf den Wagen und setzte die Pfeife an die Lippen um das Signal zur Abfahrt zu geben. Ich aber dachte: „Geld regiert die Welt," und zeigte ihm zwei Thaler, indem ich fragte: „Herr Zugführer, geht mein Gepäck mit oder nicht?" — „Donner noch einmal, so kommen wir nicht vom Fleck!" rief er, sprang vom Wagen, riß die Thüre auf und warf einen Sack und Korb nach dem andern hinein. Ich half getreulich mit, gab den Schaffnern ihre fünf Franken und dem Zugführer seine zwei Thaler und — fort ging es mit Dampf. Ich hatte im Gepäckwagen eine ganz gemüthliche Fahrt. Als ich den Zugführer fragte, warum er mich denn nicht habe mitnehmen

wollen, sagte er mit dem gutmüthigsten Lächeln von der Welt: „Herr Bruder, man muß immer wissen, wie man eine Sache angreift. Versteh'n sie mich? Uebrigens ist's ein Glück, daß Sie noch zur rechten Zeit gekommen sind.“ Natürlich war es ein Glück für ihn; denn sonst hätte er heute keine zwei Thaler verdient.

In unserem Gepäckswagen wurde es plötzlich lebendig; ein Schaffner nach dem andern kam herbei, und als ich einen Korb öffnete und ihnen ein Paar Flaschen Wein kredenzte, klopfte mir der Zugsführer auf die Schulter und sang:

Der Bruder ist ein frommer Mann,
Sticht eine Flasch' nach der andern an,
Und trinkt sie aus zu Gottes Ehr,
Das macht ihm eben kein Beschwer.

So wurde gesungen, gelacht und erzählt. Da unser Zug nirgends anhielt, so gelangten wir schnell nach Nancy und nach Epernay, wo man den berühmten Champagner-Wein fabricirt. Wir kamen glücklicher Weise ohne Eisenbahnunglück und Zusammenstoß davon, welche in Epernay an der Tagesordnung waren. Dafür schimpften aber die Franzosen dort gewaltig auf die Preußen, daß die ihnen allen Champagner genommen und nach Versailles geführt hätten, wo gerade damals die Kaiserwahl gefeiert wurde. Hinter Epernay wurde unsere Fahrt immer langsamer und schließlich gings im Schritt. Denn hier mußten wir durch unsichere Gegenden, und 300 Schritt vor unserem Zug gingen immer sechs Soldaten und untersuchten sorgfältig die Schienen und dann den Damm. Ringsum in den Wäldern sollten viele Franktireurs stecken, welche, wie man erzählte, mehr als einen

Zug mit Soldaten in die Luft zu sprengen versuchten. Wirklich trafen wir in der Nähe einer gesprengten Brücke zwei Dörfer, welche zur Strafe für dieses Attentat bis auf den Boden eingeäschert waren. Einmal war, wie es hieß, ein ganzer Zug mit deutschen Soldaten über den unterwühlten Damm hinabgekugelt. Da dieser aber nicht hoch war, so nahmen die Soldaten keinen Schaden. Als nun die Franktireurs aus dem nahen Walde hervorbrachen, setzten sich die Deutschen hinter ihre umgefallenen Wagen und schossen die Franzosen wie die Spatzen weg. Da bekamen diese Respekt und kehrten wieder um. Ob sich das Alles so verhält, kann ich nicht sagen. Wir kamen ungefährdet durch. Nur überall wo französische Bauern auf den Feldern arbeiteten, machten sie die Faust gegen unsern Zug und das Zeichen des Halsabschneidens. Und das ist richtig, das gemeine Volk in Frankreich war fest überzeugt, bei Paris würden allen Deutschen die Hälse abgeschnitten werden. Gethan hätten sie es gern, das ist kein Zweifel. Gegen Abend kamen wir noch Meaux, wo wir in verschiedenen Häusern der Stadt einquartirt wurden.

Viertes Capitel.

Halb zu Fuß und halb zu Pferd;
Ein schlechter Sitz ist auch was werth.

Als ich mein Quartierbillet las, war ich sehr erstaunt, darauf geschrieben zu finden: Für zwei deutsche Krankenbrüder Quartier im Palast des hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Meaux. — Schau, schau! also beim

Erzbischof sollte ich wohnen! Ich hatte ein wenig Angst; denn seit meiner Firmung war ich keinem Bischof mehr unter die Augen gekommen. Aber unser Pater Henricus beruhigte mich und versprach mitzugehen. Wie der bischöfliche Palast aussah, kann ich wirklich nicht mehr sagen; denn für alte Häuser habe ich ein sehr schlechtes Gedächtniß. Der hochw. Erzbischof aber war ein sehr ehrwürdiger, vom Alter gebeugter Greis, mit schneeweißen Haaren und beinahe blind. Er nahm uns mit der größten Freundlichkeit auf und sagte, er sei dem Bürgermeister der Stadt sehr dankbar, daß er ihm Krankenbrüder als Einquartierung geschickt habe; die seien ihm lieber als Offiziere. Der Erzbischof gab nicht nach, wir mußten an seiner Tafel speisen. Er war sehr traurig, nicht so sehr wegen der Demüthigung der besiegten Franzosen, die er für nothwendig hielt, als wegen der religiösen und sittlichen Verwilderung Frankreichs. Er sagte uns auch, er habe gehofft, die Schläge würden das Volk wieder zu Gott führen; aber leider sei dem nicht so; nur ein glühender Haß und Rachedurst gegen die Sieger beherrsche Alle; es sei schreckenerregend zu sehen, wie wenig Einfluß die Priester in den Familien hätten. Der gute alte Herr that mir von Herzen leid; man sah es ihm an, wie sehr ihm als Oberhirten der Kummer um seine Heerde zu Herzen ging; ja, er bat uns, wir möchten doch ein wenig auch für die Franzosen beten.

Da wir erst am zweiten Tag ein Fuhrwerk auftreiben konnten, das unser Gepäck nach Corbeil bringen sollte, so führte uns der Erzbischof selbst in seinem Palast umher und zeigte uns das Zimmer, in welchem der un-

glückliche König Ludwig XVI. nach seiner Gefangennehmung auf der Flucht geschlafen hatte. Wenn ich mich nicht irre, hat in diesem Krieg auch Kaiser Wilhelm da übernachtet. Im Dom sahen wir die Statue oder das Grabmal des großen Bischofs und Kanzelredners Bossuet, der hier in Meaux vom Jahre 1680—1704 Bischof war und den die Franzosen wegen seiner erhabenen Beredsamkeit, „den Adler von Meaux“ nennen. Er sitzt in Marmor gehauen auf seinem bischöflichen Stuhl, etwas vorgebeugt, wie wenn er das Volk anreden wollte, die linke Hand ist auf die Armlehne gestützt, während er mit der rechten eine sehr schöne französische Handbewegung macht. — Doch was versteht ein dummer Krankenbruder von solchen Kunstsachen! Als ich herausging, konnte ich nicht umhin, einen Vergleich anzustellen zwischen dem großen Bossuet und meiner Wenigkeit. Jener ist nur hier in Marmor gehauen, ich aber an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten einfach gehauen. Jener sitzt ganz ruhig auf seinem Stuhl, und ich kann nie ruhig auf einem Stuhl sitzen. Letzteres ist wohl auch, abgesehen von meinem harten Kopf, der Grund, weßhalb ich nicht Bischof, sondern Krankenbruder geworden bin. Uebrigens war es gut, daß unser Pater Henricus meine Gedanken nicht sah, sonst hätte ich für meine Reflexionen sicher noch eine Buße bekommen.

Am nächsten Tage zogen wir weiter, aber auf getrennten Wegen. Ich und noch ein Bruder sollten mit zwei deutschen Regiments-Aerzten bis nach Choisy le Roy fahren und von dort den übrigen Weg nach Corbeil zu Fuß machen; die anderen mußten mit Pater Henricus

den geraden Weg von Meaux nach Corbeil ganz zu Fuß machen. Ich war nicht ganz zufrieden mit dieser Theilung und brummte innerlich. Denn ich wäre am liebsten mit den Anderen gelaufen. Aber der gute Pater Henricus hatte es gut mit mir gemeint und hat mir durch diese Verfügung einen großen unerwarteten Trost bereitet, wie ich später inne wurde. Deßhalb soll man nie brummen; denn die Vorsehung ist immer dabei, wenn etwas ohne oder gegen unseren Willen geschieht.

Beim Abschied segnete uns der gute alte Bischof und bat uns, wir möchten einige Briefe an eine Familie Du Roi mitnehmen, die von Meaux nach Orléans geflohen war. Er gab uns die Briefe offen, damit wir sehen könnten, daß nichts politisches oder militärisches gegen die Deutschen darin enthalten sei. Und dann entließ er uns mit der Bitte, wir möchten auf der Rückkehr nach Deutschland ihn wieder besuchen.

Mein Genosse und ich suchten nun die beiden Militär-Aerzte auf, die uns mitnehmen wollten. Der Wagen stand schon vor der Thüre und wir daneben. Auf einmal kommt etwas mit schwerem Tritt die Treppe herunter — pum — pum, — pum — pum, — und dann klipp — klapp — klipp — klapp über den Steinboden gegangen, und unter der Thüre erschienen die beiden Doktoren in Uniform und Säbel mit — riesigen Holzschuhen an den Füßen. Sie bemerkten meine Verwunderung und der eine sagte: „Ja, die Franzosen sind gar nicht so dumm; die Holzschuhe sind zum Beispiel eine ausgezeichnete Erfindung, um die Füße warm zu halten bei dieser Kälte; und ich rathe Ihnen, Herr Bruder, sich auch welche an-

zuschaffen." Ich weiß nun wirklich nicht zu sagen, ob die Franzosen die Holzschuhe erfunden haben, oder die Holländer oder sonst ein Volk. Aber ich mußte lachen bei der Zumuthung, daß ein Krankenbruder seine Patienten in Holzschuhen bedienen solle. Wir stiegen ein und — o weh — der kluge Regimentsdoktor hatte Recht. Der Boden unseres Wagens hatte ungeheure Risse und Löcher, durch welche der eisige Wind uns um die Beine blies, so daß wir entsetzlich froren, während unsere Doktoren lustig mit den Holzschuhen klapperten.

Nach mehrstündiger Fahrt gelangten wir zu einem herrlichen Park, der sich nach rechts gegen Paris hin plötzlich öffnete und Aussicht auf ein Dörfchen gewährte „Das ist Champigny" sagte der eine Doktor mit der größten Gemüthsruhe, und ahnte nicht, welchen Sturm von Gefühlen und Erinnerungen dieser Name in meinem Herzen hervorrief. In Champigny war ja mein Bruder erst vor wenigen Wochen gefallen . . . .

Auf dieser Straße war er dem Tod entgegengegangen, durch den Park vordringend hatte er zwei seiner besten Jugendfreunde, ein edles hoffnungsvolles Brüderpaar, neben sich sterben sehen — hatte ihnen noch die Hand gedrückt und war dann weiter gestürmt. Dort hinter der Parkmauer hatte sein Bataillon Schutz gesucht gegen den Kugelregen der fünffach überlegenen Feinde, die sich in dem Dorfe Champigny verschanzt hatten. Dreimal gaben die deutschen Offiziere den Befehl zum Angriff. Die tapferen Jäger erbleichten. Vor ihnen lag ein weites Feld ohne Deckung, welches von den massenhaften Kugeln und Granaten der Feinde wie gepflügt

und gefegt wurde. Sie erkannten, daß keiner von ihnen lebend das Dorf erreichen werde und baten, man möge erst das Dorf mit Granaten beschießen lassen. Aber nochmals ertönt der strenge Befehl zum Angriff. Da sagte mein Bruder zu seinem Nebenmann: „Wir wollen vorangehen; dann werden die andern folgen." Und damit sprang er über die Mauerbresche und quer über das Feld auf die Barrikade am Eingang des Dorfes zu; und hinter meinem Bruder die Jäger wie ein wilder Bienenschwarm. Zweimal wurde das Dorf unter blutigem Gemetzel genommen und wieder verloren, endlich nach fast zehnstündigem Kampf blieben die Deutschen Meister. Aber — aber — da lagen viele Tausend brave Deutsche zerfetzt am Boden, und unter ihnen mein armer lieber Bruder. Als ich jetzt alle die Orte sah, die er betreten, und nach dem Dorf hinüberblickte, wo er gestorben war, faßte ich den Vorsatz, auch so muthig und opferfreudig in meinem Beruf zu arbeiten und in den Tod zu gehen wie er, wenn es einmal sein mußte .... Dies Alles gewährte mir großen Trost und Stärke und — jetzt wußte ich, warum die Vorsehung mich „Halb zu Fuß und halb zu Pferd — ein schlechter Sitz — ist auch was werth" — hier herüber schickte, und nicht mit den anderen Krankenbrüdern marschieren ließ: Ich sollte Champigny sehen. Ach, wie gern wär ich länger da geblieben um Alles auszukunden, aber wir mußten weiter!

An diesem Tag übernachteten wir in Choisy le Roy, und wie wir nachher hörten, standen die ganze Nacht zwei Lazarethgehilfen vor unserer Thüre Wache, weil sie uns für Gott weiß was für Spitzbuben und

Beutel- oder Gurgel-Abschneider hielten. Es waren eben Protestanten, die unser schwarzes Habit nur aus Berliner Schauderromanen kannten, und die nicht einmal mein dummes Gesicht beruhigen konnte. Wir aber froren jämmerlich in unserer Kammer und hörten die ganze Nacht den Kanonendonner des belagerten Paris.

Am anderen Tag zogen wir mit vielem Dank und einem spöttischen Lächeln über unsere Herbergsväter weiter nach Süden. Der Weg führte uns durch prachtvolle Wälder und Parkanlagen. Da uns nichts besonderes aufstieß, so blieb ich in der gehobenen Stimmung des vergangenen Tages und griff rüstig aus. Gegen Mittag gelangten wir nach Corbeil, wo wir mit den übrigen Krankenbrüdern am Bahnhof zusammentrafen. Ein Güterzug brachte uns dann ohne weitere Erlebnisse nach Orleans der vielumkämpften Stadt.

Fünftes Capitel.

Gutes Quartier für eine französische Prophezeiung.

In Orleans befand sich schon seit den ersten Schlachten eine Abtheilung unserer Brüder, welche in verschiedenen Lazarethen thätig waren. Sie empfiengen uns mit herzlicher Freude, aber doch mit etwas länglichen Gesichtern. Denn sie meinten, wir seien gekommen sie abzulösen und man werde sie jetzt nach

Deutschland zurücksenden, um auszuruhen. Ein Krankenbruder aber kann nichts weniger leiden, als das Ausruhen. Da sie nun hörten, wir seien zu einem doppelten Vorstoß in Feindes Land bestimmt, war Alles wieder gut.

Diesmal wurde ich mit Bruder Guilelmus meinem ehrlichen Landsmann, der jetzt auch schon todt ist, in ein großes Privathaus einquartirt. Als wir mit unserem Quartier-Schein in der Hand bescheiden die Hausglocke zogen, mußten wir lange warten und konnten bemerken, wie von mehreren Fenstern des unteren und oberen Stockwerkes aus erst eine gründliche Rekognoszierung unserer Personen veranstaltet wurde. Endlich ward die Hausthüre zum vierten Theil geöffnet und es erschien in der Spalte eine Dienerin. Auf ihre zitternde Frage, was wir wollten, zeigte ich ihr mein Quartier-Billet und sagte, wir wünschten Quartier für zwei Mann. Ich hatte gerade noch Zeit, den Schrecken zu bemerken, den diese Eröffnung hervorrief, als die Thüre schnell wieder geschlossen wurde; ich wollte zwar meinen Schirm, die einzige Waffe, die ich besaß, dazwischenstecken, aber es war schon zu spät. Abermals wurden rechts und links oben und unten die Fenster geöffnet und wir von Neuem inspizirt. Damit dies allseitig geschehen könne, drehten wir uns mehrmals auf dem Absatz herum und machten wahre Schafsgesichter, damit die Leute Muth bekämen. Wieder wurde die Thüre geöffnet, aber diesmal noch weniger, und unter einem ganz spitzen Winkel von 15 Graden erklärte uns die Dienerin in Geh-moll, ihre Madame habe gesagt, wir möchten nur wieder gehen, es sei kein Platz im Haus. Da sah ich klar ein, daß wir

eine andere Tonart anschlagen mußten, wenn wir nicht unverrichteter Dinge wieder abziehen wollten. Ich steckte also erst meinem Schirm in die Thürspalte, übte einen sanften Druck von 45 Grad aus und erklärte in Ah-dur mezzo forte und im zwei Viertel-Tact, wir würden uns nicht abweisen lassen; wir seien mit der kleinsten Dachkammer zufrieden und würden auch auf dem Boden schlafen, wenn es sein müßte; wir verlangten auch keine Verpflegung sondern würden uns in der Stadt selber beköstigen; aber fortgehen würden wir nicht mehr; überdieß habe der Herr Bürgermeister gesagt, er schicke der Familie aus Rücksicht und als besondere Vergünstigung zwei Krankenbrüder und keine Soldaten. Rath- und sprachlos vor Schrecken starrte uns die Dienerin an, als eine Seitenthüre geöffnet wurde, und eine ehrwürdige Dame in grauen Haaren hervortrat und uns abermals erklärte, es sei kein Platz im Haus; sie selbst sei auf der Flucht und lebe hier mit zwanzig Kindern und Enkeln sehr eng und eingeschränkt. Ich wiederholte eben so ehrerbietig als entschieden meine frühere Aussage, worauf die Dame mit einem tiefen Seufzer uns eintreten hieß. In der That, in dem großen Empfangszimmer, in das sie uns führte, waren Kind und Kegel, groß und klein, zwanzig an der Zahl versammelt auf deren Gesichtern das Entsetzen sich malte, welches der deutsche Eroberer ihnen einflößte. Mein weichherziger Landsmann und Bruder machte mir jetzt leise Vorwürfe wegen meiner Hartnäckigkeit, allein ich hörte nicht darauf, sondern nachdem ich die ganze Gesellschaft begrüßt hatte, ging ich gleich auf zwei kleine Französlein zu und sagte:

Je suis un terrible Prussien,
Je mange tous les petits coquins;
Attention! je vous prie;
Je tire de mon parapluie.

Das heißt auf gut Deutsch ungefähr:

Ich bin ein schrecklicher Preuß,
Alle Büblein ich verspeis.
Jetzt gnad euch allen Gott,
Ich schieß euch mausetodt! —

Damit legte ich meinen Regenschirm an, zielte auf die kleinen französischen Fratzen und schoß: piff — paff — bum! — Auf diesen höchst unerwarteten poetischen Angriff hin fing die ganze traurige Gesellschaft an zu lachen und die Kleinen quiekſten höchst ergötzlich. Ich aber sagte zu meinem Landsmann: „Bruder, die Schlacht ist gewonnen; worauf er mir zunickte und sagte: „Ich glaubs auch.“ Hierauf ging die Unterhaltung in ein friedliches Stadium über und wir wurden bald ersucht, unser Zimmer zu beziehen. Dasselbe war viel zu gut für uns, was wir auch laut erklärten. Als wir um Mittag ausgehen wollten um anderswo zu essen, erschien die alte Dame und sagte, sie könne das nicht dulden, wir müßten an ihrer Tafel speisen. Natürlich machten wir keine Schwierigkeiten, aber es ging dabei sehr still und steif her. Sie trauten uns offenbar noch nicht ganz, beobachteten uns und flüsterten unter einander. Ich versuchte, eine Conversation anzuknüpfen. aber — oh oui — oh non — das war Alles, was ich aus ihnen herausbringen konnte; dann stockte die Unterhaltung. Die Kinder, zwölf an der Zahl, schauten uns beständig mit großen Augen an,

und je mehr die Mutter es ihnen verwies, desto mehr guckten sie, so daß mein Landsmann mir leise erklärte, er könne nichts essen, er müsse bei jedem Bissen auch vierundzwanzig französische Augen hinunterschlucken. Oben an der Tafel unter den Erwachsenen wurde viel geseufzt, so daß es uns ganz unheimlich wurde. Sie flüsterten von einer verlorenen Schlacht, von neuen Niederlagen der Franzosen und seufzten wieder durcheinander: „Pauvre France! — Pauvre patrie! Ah, notre beau pays! Oh, quel malheur! — Oh, les scélérats! — Das heißt: „Unser armes Frankreich! Armes Vaterland! Ach, unser schönes Heimatland! Oh, welches Unglück! Ha, diese ruchlosen Bösewichter!“ — Mit dem letzteren waren wir Deutsche gemeint. — Mein Landsmann flüsterte, wir seien unter die Franktireurs gerathen, und ich fürchtete ebenfalls den Ausbruch — nicht eines Kampfes mit Messer und Gabel — aber — was noch schlimmer war — einer Thränenfluth. Denn dann konnte ich für die ernste Haltung meines Landsmanns nicht mehr einstehen. Das Seufzen hatte ihn schon furchtbar angegriffen. Da fiel mir noch ein letztes Rettungsmittel ein. Ich hatte früher einmal eine alte französische Prophezeiung gelesen, die mir noch im Gedächtniß geblieben war. Diese begann ich nun gegen die Gesellschaft gewendet mit feierlicher Stimme vorzutragen, indem ich sagte:

„Courage, mes amis, courage! Bientôt peu-têtre s' accomplira cette prophetie:

„Venez, jeune Prince! Venez de l'île de la captivité! Joignez le lis au lion! Combattez les enemis de Dieu et de la France! La victoire est jointe au

drapeau blanc!“ d. h. „Muth, meine Freunde, Muth! Bald vielleicht wird diese Prophezeiung sich erfüllen, die da sagt: „Komme junger Prinz! Komme von der Insel deiner Gefangenschaft! Verbinde die Lilie mit dem Löwen! Bekämpfe die Feinde Gottes und Frankreichs! Der Sieg ist an deine weiße Fahne geknüpft!“ —

Kaum hatte ich geendet, da war es nicht anders, als wenn ein Maikäfer unter eine Schaar von Spatzen gefallen wäre. Die ganze Gesellschaft fing an zu schreien, zu jubeln, zu lachen, zu weinen, zu rufen und in die Hände zu klatschen. Die Kinder stimmten mit ein und es war ein unbeschreibliches Halloh. Mein Landsmann, der kein Französisch verstand, glaubte nicht anders, als die ganze Gesellschaft sei verrückt geworden. Ich aber wurde von allen Seiten bejubelt, beglückwünscht und gefragt, woher ich diese Weissagung kenne, ob ich daran glaube. Kurz, das Eis war gebrochen und wir wurden fortan wie alte Freunde behandelt. Mein Landsmann aber sagte nachher, ich solle nur jeden Tag eine solche Prophezeiung loslassen; dann könne er bei der allgemeinen Begeisterung ruhig zu Mittag essen.

Auch hier zeigte es sich wieder, daß die Vorsehung uns geführt hatte. Denn nachdem die Familie mich um meinen Namen gefragt, und sich vergeblich bemüht hatte, das viersilbige lange deutsche Wort auszusprechen, wagte ich es auch nach ihrem Namen mich zu erkundigen, „Wir heißen Du Roy,“ war die Antwort. — „Wie! Du Roy aus Meaux?“ — „Jawohl! Sind Sie dort gewesen?“ — „Freilich! wir kommen von Meaux und

haben Briefe an Sie mitgebracht vom hochw. Herrn Erzbischof und Ihren Angehörigen." — Jetzt ging der Skandal wieder los; alle sprangen von den Stühlen und stürzten auf mich los, während ich die Briefe aus der Tasche zog. War das ein Jubel und Schreien! Briefe vom Urgroßpapa, vom Großpapa, vom Papa und von den Söhnen, die in Meaux geblieben waren, um das Haus zu hüten, und sogar ein Brief vom Erzbischof Die alte Dame ließ schnell noch einen geretteten Kuchen bringen und ein Paar Flaschen Wein, und wir mußten auf die Gesundheit des Bischofs, des Urgroßpapa, Großpapa und Papa trinken. Mein Landsmann aber schaute still vergnügt zu und meinte ebenfalls: „Do möcht i jetzt scho de ganze Feldzug mitmache."

Diese Familie Du Roy war in mancher Hinsicht merkwürdig und interessant, und ich hatte bis dahin noch keine ähnliche in Frankreich getroffen. Es war eine gut katholische Bürger-Familie aus alter Zeit, die schon seit Jahrhunderten die „fromagers du Roy" — d. h. Käsemacher oder Käselieferanten der Könige von Frankreich waren. Von diesen hatten sie dann für ihre Verdienste das Vorrecht erhalten den Familiennamen „Du Roy" anzunehmen. Sodann waren in dieser Familie vier Generationen beider Geschlechter zugleich am Leben, Urgroßmutter und Vater, Großmutter, Mutter und Kinder, und zwar letztere so zahlreich, wie es in Frankreich selten der Fall ist. Endlich war mir das noch auffallend, daß die Damen der Familie alle Bärte trugen; und zwar hatte die Urgroßmutter einen fast zwei Zoll langen weißen Bart auf der Oberlippe und

am Kinn, ebenso die anderen, nur kürzer nach dem Alter, und selbst die jungen Mädchen hatten einen Schnurrbart ungefähr wie unsere Einjährigen-Freiwilligen. Ob dies auf das hohe Alter der Familie hindeutet, kann ich nicht sagen.

Von der Stadt Orleans haben wir nicht viel sehen können, da wir in den Lazarethen beschäftigt waren. Am zweiten Tage wurden wir auf Befehl der Aerzte geimpft, weil die schwarzen Pocken in allen Städten ausgebrochen waren. Und nachdem uns die Arme von dieser Prozedur gehörig angeschwollen waren, wurde unsere Schaar getheilt und die einen nach Le Mans die anderen nach Tours weiter dirigirt. Ich war mit den anderen dem Pater Ambrosius zugetheilt und dies war die vom Schicksal bevorzugte Schaar; denn wir fanden in Le Mans noch volle zwei Monate reichliche Arbeit, während die zehn anderen Brüder kaum mehr eine Anstellung in den schon sehr entleerten Lazarethen erhielten. Unsere Fahrt von Orleans nach Le Mans aber war, wenn auch mühsam, doch eine der wechselvollsten in diesem Krieg.

Sechstes Capitel.

Zigeunerleben.

In meiner Jugend hatte ich oftmals große Züge von Zigeunerwagen durch meine Heimat fahren und vor dem Ort kampiren sehen. Das hatte immer sehr viel Anziehendes für mich; und obwohl ich viel von

Kindern gehört und gelesen hatte, die gestohlen worden waren und verschwanden, um nach vielen Jahren, erst ganz braun im Gesicht und mit schwarzgefärbten Haaren, aber mit verrätherischen blauen Augen wieder aufzutauchen, so schlich ich doch als Kind so nah als möglich an die Zigeuner-Lager heran. Jetzt sollte ich eine solche Zigeunerfahrt zu verkosten bekommen.

Wir erhielten einen Leiterwagen, der mit großen Reifen und weißer Leinwand überspannt war, zwei gute Pferde und einen blutjungen Soldaten als Kutscher. Auf den Leiterwagen wurden ein Anzahl Kisten und Körbe mit Verbandzeug und Salben, wollenen Strümpfen und Hemden, und Lebensmitteln gepackt. Nachdem uns der gute Pater Henricus noch seinen Segen gegeben, und jeden einzelnen ermahnt hatte, sich brav zu halten und dem Ordenskleid Ehre zu machen, stiegen wir unter das weiße Zeltdach auf unsere Kisten und fuhren wie einst der große Columbus gegen Westen. Auf dem weißen Blatt Papier, das Pater Henricus uns als Feldzugsplan mitgegeben, stand unsere Marschroute verzeichnet, Dorf für Dorf und Stadt für Stadt; über Ormes, St. Peravy, Chateaudun, Courtalin, Arrou, La Bazoche, Montmirail, Vibray, Bouloire, nach Le Mans. Dort sollten wir in einem Kloster absteigen und in den Lazarethen Arbeit suchen! Für unvorhergesehene Fälle hatte der Generalstabs-Chef unseres kleinen Armee-Corps, der noch kleinere Pater Ambrosius zu sorgen. Sobald wir also die Stadt im Rücken hatten, wurde die Generalstabs-Karte hervorgezogen und auf einer Kiste ausgebreitet, das ganze Genie-Corps von vier Mann mit

seinem Vorgesetzten versammelte sich und nun wurde der Feldzug mit allen Haltepunkten, Futterzeiten, Uebernachtungen und so weiter — genau ausgemessen nach der Kartenskala berechnet und diskutirt. Le Mans war sechs Zoll von Orleans entfernt. Jeder Zoll betrug ungefähr sechs Stunden. Also wurde einmüthig beschlossen, nach jedem Zoll solle Mittag gemacht oder ein Nachtlager bezogen werden, und nach drei Tagen hätten wir in Le Mans zu sein. So, das war geregelt. Jetzt aber fragte es sich, in wie viel Stunden unsere Pferde einen Zoll zurücklegen könnten, und durch diese Frage wurde unsere Aufmerksamkeit auf die Bespannung unseres Wagens gelenkt. Bis jetzt gingen die Pferde, obgleich die Straße topfeben war, noch immer im Schritt und als wir dem Kutscher bedeuteten, er solle Trab fahren, erwiderte er, das könnten seine Pferde nicht ertragen, sie seien zu müde. Oho! Wenn das so ging, dann war unser ganzer Feldzugsplan für die Katz, und wir kamen im Tag nicht um zwei Zoll vorwärts. Das Genie-Corps beschloß nun, man wolle vorderhand einmal sehen, wie man weiter käme. Ich suchte unterdessen mit dem Kutscher nähere Bekanntschaft zu machen. Der war aber sehr still und einsilbig. Alles was ich aus ihm herausbrachte, war dies, daß er achtzehn Jahre alt und aus Pfalzel bei Trier gebürtig sei; sein Vater habe als Fuhrmann die deutsche Armee bis Orleans begleiten müssen; dort sei er krank geworden; da sei er als der älteste Sohn nachgereist, um den Vater zu ersetzen, damit dieser heimkehren konnte. Jetzt sah ich, daß der arme Bursch Heimweh hatte und ich bekam Mitleid mit ihm und

suchte ihn durch Gespräch aufzuheitern; aber es wollte mir nicht gelingen. Da zog ich eine Flasche aus meinem Korb und schenkte ihm ein gutes Glas Wein ein und da gings schon besser. Unterdessen ließ er die Pferde anhalten, um auszuschnaufen. Dies benützte ich, um den armen Kleppern einen halben Laib Schwarzbrod vorzuschneiden, den sie ohne alle Schwierigkeit vertilgten, und darnach bekamen auch diese etwas mehr Feuer. Dann praktizirte ich mein altes Kunststückchen, ließ den Kutscher eine gute Cigarre anzünden, und bemächtigte mich unterdessen der Zügel und der Peitsche. Hopp! hopp! klitsch! klatsch! Richtig! die konnten ganz gut Trab laufen ohne umzufallen.

Die Gegend, durch die wir fuhren, war ganz flach und gut angebaut; Felder wechselten mit Wiesen und Wald. Selten sah man in der Ferne ein Dorf oder einen Hof. Eins wunderte uns; wir erblickten nirgends deutsche Soldaten; selbst in Orleans waren nur wenige. Das kam aber daher, daß die Deutschen theils bei Tours, theils bei Le Mans dem Feind gegenüberstanden, den sie im Monat Dezember aus der Gegend von Orleans vertrieben hatten. Unser Generalstab berathschlagte nun, was dieser Umstand möglicher Weise für Folgen für uns haben könnte. Die Ansichten des Genie-Corps hierüber waren getheilt. Die einen meinten, wenn hier in der Gegend Preußen wären, so würde die Erbitterung der Franzosen gegen uns dadurch größer werden; die andern dagegen meinten, wenn keine Preußen da wären, dann würde die Gefahr für uns größer. Während

wir noch überlegten, was besser wäre, wurde unsere Aufmerksamkeit durch ein sehr bedenkliches Ereigniß abgelenkt. Hundert Schritte vor uns lag ein großes Gehöfte am Weg und vor demselben hielt ein Leiterwagen und zehn Uhlanen zu Pferd. Sechs derselben waren abgestiegen und schleppten unter dem Schreien, Protestiren und Fluchen der französischen Bauern alles mögliche aus dem Haus: Mehlsäcke, Kartoffeln, Brode, Käslaibe, Schweine, Kälber und Schafe und warfen alles bunt durcheinander auf ihren Wagen. Dort zerrte einer einen fetten Ochsen aus dem Stall, dort ein anderer ein starkes Ackerpferd und banden sie an den Wagen fest. Die französischen Männer standen stumm vor Wuth dabei, knirschten mit den Zähnen, ballten die Fäuste und schossen Blitze aus den Augen, wagten aber keinen Widerstand zu leisten. O weh! das war offenbar ein Raubzug eines deutschen Streif-Corps, und wir geriethen hier somit in die Erbitterung und Gefahr zugleich. Was war zu thun? Wir wollten schnell vorbeifahren, aber schon war es zu spät. Die Uhlanen sprangen auf ihre Pferde und jagten mit ihrem Raube davon. Das klügste für uns war anzuhalten, mit den Bauern französisch zu sprechen und ihnen Theilnahme zu bezeigen. So geschah es. Wir stiegen ab, ließen uns den Hergang erzählen, beklagten die armen Leute und bestellten uns dann etwas zu essen, welches wir reichlich bezahlten. Die Aufregung der Leute war furchtbar, aber sie ließen es uns nicht entgelten, obgleich unser Kutscher unglücklicher Weise eine preußische Uniform trug; vielmehr gaben sie uns allen beim Abschied

die Hand. Es hatte ihnen wohl gethan, daß wir Antheil genommen und sie getröstet hatten. Nach einer Stunde fuhren wir weiter und langten ohne weiteren Zwischenfall bei einbrechender Nacht in Chateaudun ein.

Siebentes Capitel.

Das bestrafte Sacrileg.

Chateaudun ist eine kleine Stadt von 7000 Einwohnern, am Ufer der kleinen Loir (zu unterscheiden von der großen Loire) gelegen. Die Einwohner haben in diesem Krieg viel zu leiden gehabt, da seit dem Monat October 1870 bis Januar 1871 beständig hier herum gekämpft wurde, erst von der bairischen Armee unter General Von der Tann und später von den Preußen unter Prinz Friedrich Karl. Als wir in die Stadt einfuhren, waren wir sehr erstaunt zu sehen, daß die Häuser der äußeren Straßen rings um die Stadt eingeäschert waren, während die innere Stadt unversehrt blieb, gerade wie ein Kuchen außen angebrannt und innen schön gebacken; zugleich entstieg der Brandstätte ein starker Pech- und Petroleumgeruch. Auf unser Befragen erzählten uns die Einwohner: Vor wenigen Wochen, als die Preußen heranrückten, habe sich eine Freischaar von 500 Mann, zusammengesetzt aus französischen Franktireurs und Communarden, mit revolutionären Polen, Ungarn und Italienern und allem möglichen Gesindel gemischt, in ihre

Stadt geworfen und Anstalten getroffen, dieselbe gegen die Preußen zu vertheidigen. Die Bürgerschaft that ihr möglichstes, um dieses Gesindel los zu werden, der Stadtrath stellte den Führern vor, die Stadt liege ja ganz offen und Geschütz sei keines vorhanden; die Bürger seien nicht bewaffnet, und 500 Franktireurs könnten doch die Stadt nicht gegen die heranziehenden Preußen vertheidigen, sondern höchstens ins Unglück stürzen. Alle Vorstellungen und Bitten waren umsonst; dieses Raub-Gesindel war froh vorderhand, in einem warmen Nest zu sitzen und erpreßte mit Gewalt alle möglichen Zuschüsse von der Stadt. Das erste was sie thaten war, daß sie die Gemeinde- und Vereinskassen leerten. Dann zwangen sie die Bewohner der äußeren Straßen rings um die Stadt ihre Häuser zu verlassen, füllten dieselben mit Heu, Stroh und Hobelspänen, übergossen Alles mit Pech und Petroleum und erwarteten die Preußen, die mit mehreren Regimentern und Batterien herankamen. Der preußische General war so human, diese Freischaaren erst zur Übergabe aufzufordern, da er vernommen, daß die Stadt von Widerstand nichts wissen wolle. Ein schlechtgezielter Kugelregen aus den Petroleum-Barrikaden war die verrückte Antwort. Jetzt ließ der General die äußeren Häuser mit Granaten beschießen. Als diese mit preußischer Genauigkeit zu platzen und ein sehr verständliches und fühlbares Deutsch zu sprechen begannen, ergriff ein panischer Schrecken die Banditen, sie zündeten die Stadt an und flohen über die hintere Stadtbrücke auf das jenseitige vom Feind noch nicht besetzte Ufer auf und davon. Die Preußen zogen ein, löschten die brennende Stadt

und da die Bürgerschaft sich ganz friedfertig bezeigte, wurden die Soldaten einquartirt. Die Offiziere waren noch auf dem Marktplatz vor der Hauptkirche damit beschäftigt, die Quartierbillette zu vertheilen, als im Innern der Kirche ein Schuß fiel. Sogleich eilten Offiziere und Soldaten in das offene Gotteshaus und durchsuchten dasselbe. Aber nirgends eine Spur von einem Menschen. Endlich entdeckte man hinter dem Hochaltar einen deutschen Husaren, der mit durchschossener Brust am Boden lag, seine eigene abgeschossene Pistole neben ihm. Als man ihn fragte, was geschehen sei, gab er vor, ein französischer Franktireur habe ihn, als er sich die Kirche betrachtet habe, überfallen und niedergeschossen. Man suchte nun den Thäter nach allen Seiten, konnte aber keine Spur entdecken. Der General, mit Recht erbittert über diese Mißachtung seiner Milde, ließ durch Trommelschlag bekannt machen, wenn innerhalb zweier Stunden der Thäter nicht ermittelt und ausgeliefert werde, so müsse die Stadt 20.000 Franken Strafe zahlen, und die angesehensten Bürger der Stadt würden als Geißeln in Gefangenschaft geführt werden. Die Bürgerschaft war außer sich vor Schrecken und betheuerte, von dem Schuldigen nichts zu wissen. Umsonst, die Contribution wurde erhoben und achtzig Bürger der Stadt nach Deutschland abgeführt. Unterdessen lag der verwundete Husar im Spital am Sterben. Man bemerkte an ihm eine sich steigernde Aufregung und Angst. Am fünften Tag, als er dem Tod nahe war, ließ er die Aerzte und seinen Offizier rufen und bekannte voll Gewissensangst, er habe sich selbst durch Unvorsichtigkeit geschossen. Er sei in die Kirche geschlichen,

um die goldenen Gefäße aus dem Tabernakel zu rauben. Um unbemerkt zu bleiben, habe er die Tabernakelwand hinter dem Altar durchzuschlagen versucht. Während er mit dem eisenbeschlagenen Griff seiner Pistole die dünne Bretterwand einzustoßen versuchte, habe die gegen seine Brust gerichtete Pistole sich entladen. Auf dies Geständniß hin ließ der General die 20.000 Franken der Stadt zurückstellen; schickte auch ein Telegramm ab, um die gefangenen Bürger zurückzuführen. Aber dieselben waren schon in Deutschland. Was nachher mit ihnen geschehen, habe ich nicht erfahren. Ich kann auch nicht sagen, ob diese Thatsache in all ihren Einzelheiten sich so verhält; sie wurde uns aber von vielen Bürgern erzählt und vom Stadtpfarrer bestätigt. Dies ist übrigens der einzige Fall von Kirchenraub, der uns zu Ohren gekommen ist; obgleich man gerade die Soldaten eines katholischen Landes am meisten solcher Thaten beschuldigte, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht.

Ich wurde bei einem französischen Civilbeamten einquartirt, der mir bereitwillig den Boden eines Zimmers zur Verfügung stellte und mit dem tiefsten Bedauern erklärte, wie sehr es ihn schmerze, daß er mir weder ein Lager noch ein Abendessen anbieten könne, wenn ich aber ein Glas Zuckerwasser wünsche, so sei er gern bereit, mir dies zu gewähren. Ich dankte ihm für sein Zuckerwasser und sagte, ich würde schon anderswo etwas zu essen finden. Damit wollte ich gehen. Aber der Mensch hatte die Beamtenunverschämtheit mir zu erklären, da er mir ein Obdach gewähre, so könne ich ihm wohl auch einen Dienst erweisen. Er habe nämlich bemerkt, wie nützlich

und nothwendig es sei, in diesen Zeiten die deutsche Sprache zu verstehen. Er habe sich deshalb eine Grammatik angeschafft und ich solle ihm jetzt die Aussprache lehren. Ich staunte; denn das war der erste und einzige Franzose, der den Wunsch aussprach, Deutsch zu lernen; er war offenbar ein Bonapartist, der gute Miene zum bösen Spiel machte, und für die nächste Zukunft mehrere Cocarden in der Tasche trug. Da ich früher einmal mehrere Jahre lang Schulmeister gewesen war, so behagte mir das sehr, und ich nahm mir vor, den Mann für sein Zuckerwasser ein wenig zu schulmeistern. Ich ließ ihn also tüchtig decliniren und conjugiren:

Erst: Der Beamte, des Beamten, dem Beamten, den Beamten, von dem Beamten, o du Beamter. — „Sehr gut!"

Jetzt: Der französische Beamte, des französischen Beamten, dem französischen Beamten, den französischen Beamten, von dem französischen Beamten, o du französischer Beamter! — „Très bien! Sehr gut!

Jetzt: Ich habe, du hast, er hat, wir haben, ihr habet, sie haben.

Jetzt aufgepaßt! Attention! — Ich habe Hunger, du hast Hunger, er hat Hunger, wir haben Hunger, ihr habet Hunger, sie haben Hunger. — Verstanden? Oui! Ja, sehr gut.

Jetzt: Die Wurst, der Wurst, der Wurst, die Wurst, von der Wurst, o du Wurst.

Jetzt: Das Brod, des Brodes u. s. w. Der Schinken, der Käs, die Butter, der Wein. Sehr gut! — Serre gutt. — Jawohl!

Jetzt noch einmal zusammen: Der arme französische Beamte, des armen französischen Beamten, dem armen französischen Beamten, den armen französischen Beamten, von dem armen französischen Beamten o du armer französischer Beamter! — Sehr gut! He?

Mit einem wahrhaft napoleonischen Lächeln von fünf Grad unter Null declinirte und conjugirte der Herr sein Pensum, und ich saß mit einem ganz Bismarckischen Lächeln von 50 Grad über Null daneben und hatte meine helle Schulmeister-Freude an seinen Fortschritten. Endlich sagte ich: „So jetzt noch: das Zuckerwasser, des Zuckerwassers, dem Zuckerwasser, das Zuckerwasser, von dem Zuckerwasser, o du Zuckerwasser!"

Jetzt aber hatte er genug und meinte, das Deutsche sei eine schöne Sprache, aber hart. „Ja sehr hart," sagte ich, namentlich das Zuck-err-wass-err. Bon soir Monsieur! Guten Abend mein Herr! Damit ging ich und suchte meine Genossen auf, die mich brüderlich auslachten und speisten.

Achtes Capitel.

Unter den Franktireurs.

Nachdem unser Pater Ambrosius die hl. Messe gelesen und wir derselben beigewohnt hatten, verließen wir die Stadt und die breite Hauptstraße, welche uns zu sehr nach Nordwesten abgeführt hätte. Wir steuerten daher, um die Fahrt abzukürzen, auf Seitenwegen direkt

nach Westen, hatten es aber bald zu bereuen. Die Gegend wurde immer einsamer und wilder; nirgends ein Dorf oder Haus, alles wie ausgestorben. Bald kamen wir in einen dichten Wald, durch den wir den ganzen Tag fahren mußten. Man hatte uns in Chateaudun vor diesem Wald gewarnt, weil er voll von Franktireurs und zersprengtem Gesindel stecke; aber wir glaubten es nicht und lachten nur. Indeß als wir in den Wald eindrangen, fanden wir doch manche Anzeichen und Spuren. An mehreren Stellen waren am Eingang des Waldes Verhaue angebracht und alle zweihundert Schritte weit war die Straße durch einen tiefen Graben und Erdwall abgesperrt, so daß wir unseren Leiterwagen nur mit Mühe daran vorbei oder darüber hinwegbringen konnten. Wir mußten ganz langsam im Schritt fahren und neben dem Wagen hergehen. Unserem Generalstab wurde es immer klarer, daß wir möglicherweise in eine Mausfalle hineinfuhren. Aber umkehren wollten wir nicht, das war gegen unsere Standesehre und „Vorwärts" unsere Parole. Es wurde aber überlegt, was zu thun sei, wenn unsere Colonne den Franktireurs begegnen sollte. Als das beste Mittel wurde erachtet, gar keine Furcht oder Verlegenheit zu zeigen, sondern sobald man eines feindlichen Truppen-Körpers ansichtig wurde, sehr laut französisch zu sprechen z. B. Allons! Comment? Que voulez vous? En avant? u. s. w. Noch besser, meinte Pater Ambrosius, wäre französisch zu singen, weil dies unsere Harmlosigkeit bekunde. Dies letztere fand ungetheilten Beifall und Pater Ambrosius, der wie sein heiliger Namenspatron, der den Ambrosianischen Lobgesang verfaßt hatte, sehr

musikalisch war, wurde aufgefordert, ein französisches Lied anzustimmen. Nun kannte er aber nur die Melodie eines Volksliedes aus der Normandie, den Text dazu wußte er nicht. Das that aber nichts! wir sangen jetzt beständig im vollen Chor:

Oh Normandie! ma belle patrie!
Ma belle patrie! Oh Normandie!
Oh Kolibri et Kikriki!
Ma belle patrie! Oh Normandie!

Und fühlten uns hiedurch nicht wenig ermuthigt und gesichert, wie ein Junge, der pfeifend durch ein dunkles Zimmer geht.

Es war bereits Mittag und der Wald nahm vor lauter Bäumen noch immer kein Ende. Wir machten daher Halt, fütterten unsere Pferde und das Genie-Corps sammt dem Kutscher, und sangen dazwischen immer wieder: Oh Normandie! Ma belle patrie! —

Nach dem Abkochen, das hier kalt geschah, damit der aufsteigende Rauch unsere taktische Stellung nicht verrathe, zogen wir weiter ohne einen einzigen Franktireur zu sehen oder zu hören.

Gegen Abend erst kamen wir aus dem gefährlichen Wald heraus und in ein kleines Dorf. Auf den ersten Blick erkannten wir, — hier waren die Franktireurs. Auf den Straßen standen dichte Gruppen von Männern und Bauern in blauen Blousen und weißen Pferdedecken, lebhaft diskutirend und gestikulirend. Waffen trugen sie nicht. Sobald sie unser ansichtig wurden, beobachteten sie uns scharf und steckten die Köpfe zusammen, sprachen aber kein lautes Wort mehr. Mit finsteren Blicken und

ohne uns zu grüßen ließen sie uns herankommen. Wir sprachen jetzt alle sehr laut französisch und fragten nach dem Hause des Bürgermeisters. Schweigend deuteten sie auf ein großes Bauernhaus, unter dessen Thüre ein herkulischer Bauer, die riesigen Hände in den Hosentaschen, von der Menge umgeben stand. Wir erklärten kurz und fest das wer, woher, wohin und warum, und daß wir hier übernachten wollten, er möge uns daher Quartier verschaffen, für je zwei Mann eine Kammer. Dann gaben wir unsere Befehle, als ob sich das Alles von selbst verstünde. Der Bürgermeister wies uns kurz und einsilbig die Häuser an. Die Einwohner verhielten sich ruhig. Kein Mensch sprach ein Wort mit uns. Offenbar war das Dorf in Aufregung und irgend etwas war im Gang aber was, das konnten wir nicht errathen. Der französische Pfarrer ließ sich nicht blicken. Ab und zu kamen Leute ins Dorf und machten dem Bürgermeister Meldung. Wir hielten es für das gerathenste, unser Gepäck vom Wagen zu nehmen und auf unsere Schlafkammern zu tragen. Der Kutscher wollte bei seinen Pferden im Stall schlafen, aber ich nahm ihn zu mir aufs Zimmer, weil ich besorgte, dem armen Burschen möchte wegen seiner Uniform etwas zustoßen. Noch bis tief in die Nacht hörte ich die Leute unten im Haus kommen und gehen und unter unserem Fenster munkeln. Endlich schlief ich ein. Als ich vorher zum Nachtgebet niederkniete, glitt unser ehrlicher Fuhrmann auch noch einmal von seinem Strohsack und kniete auf den Boden; legte sich auch erst wieder nieder, als ich mich auf mein Lager streckte. Bevor ich einschlief, legte ich mir noch einmal die strategische Frage

vor: „Sind wir unter den Franktireurs, oder sind wir nicht?“ Die Antwort darauf erhielt ich am folgenden Morgen.

Es war schon beinahe Tag, als ich erwachte, und das halbe Dorf bereits wieder auf der Straße versammelt war. Kein Mensch schien aufs Feld zu gehen oder zu arbeiten. Freilich war damals gerade die Zeit, wo für die Franzosen und die Deutschen Alles auf Spitz und Knopf stand und wo ihre letzten drei Armeen unter General Faidherbe im Norden, Chanzy im Westen und Bourbaki im Osten geschlagen wurden. Es war auch, als wenn die Dorfbewohner mit Ungeduld auf etwas warteten. Wir nahmen ruhig unser Frühstück, zahlten unsere Zeche und wollten eben abfahren, als vom Eingang des Dorfes her ein Ruf erscholl. Aller Augen wandten sich dorthin. Auf einem zweirädrigen leichten Karren mit einem Pferd kam im schnellsten Trab ein Mann dahergefahren, den ich trotz seiner Verkleidung sogleich als einen französischen Offizier erkannte. Er hatte ein scharfgeschnittenes Gesicht, dunkle stechende Augen, eine Adlernase und dunklen Schnurr- und Knebelbart. Was mich aber mehr als alles andere von der Wahrheit meiner Ahnung überzeugte, das waren seine feinen Hände, die aus dem groben Bauernkittel hervorschauten, und sicher noch nie eine Schaufel geführt hatten. Vor dem Haus des Bürgermeisters hielt er sein Pferd an, warf die Zügel und Peitsche wie ein Cäsar den beiden Männern zu, die wie zwei Läufer neben seinem Karren einherliefen. Mit fieberhafter Hast sprang er leicht und elegant von seinem Wagen und eilte in das Haus des Bürgermeisters. Als er an mir vorbeiging, schaute ich

nach der anderen Seite; ich merkte aber, daß sein scharfer Blick mich und unseren Kutscher prüfend streifte. Kaum war er im Haus verschwunden, als der Bürgermeister unter der Thüre erschienend den versammelten Männern winkte; diese strömten jetzt alle in das Haus des Bürgermeisters, dessen Thüre sich hinter ihnen schloß. „Aha!“ dachte ich; „den haben sie erwartet; und entweder gibt es jetzt etwas, oder es gibt nichts.“ Wir wollten sehen was weiter geschehen würde und verzögerten deshalb unsere Abfahrt. Während ich unsere Kisten und Körbe auf den Wagen laden half, betrachtete ich nur die beiden Männer, die den Fremden begleiteten. Ihre stramme aufrechte Haltung und der wohlgepflegte Schnurr- und Knebelbart sagte deutlich, das es französische Unteroffiziere waren. Sie sprachen auch mit keinem der Dorfbewohner ein Wort, sondern hielten ihre Augen fest auf uns gerichtet, und theilten sich dann ihre Beobachtungen gegenseitig mit. Nach kaum drei Minuten erschien der Offizier wieder unter der Thüre, sprang auf seinen Karren und jagte, von seinen beiden Läufern gefolgt, zum Dorfe hinaus. Auf den Gesichtern der Dorfbewohner aber gab sich eine tiefe Entmuthigung und Niedergeschlagenheit kund. Sie mußten eine schlimme Nachricht erhalten haben; vielleicht die Kunde vom Sieg der Preußen bei Le Mans, oder von der Niederlage Bourbakis, an der Schweizer Grenze, oder den Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten und zur Auflösung der Franktireurschaaren. Was es war, erfuhren wir nicht; eines aber wußten wir jetzt: Wir hatten bei den Franktireurs geschlafen.

Neuntes Capitel.

Der längste Mann im deutschen Heer.

Nach dem Verschwinden des geheimnißvollen Boten bestiegen auch wir unseren Leiterwagen und verließen nach allen Seiten grüßend, aber nicht wieder gegrüßt, das Dorf, dessen Name mir entfallen ist. Die Gegend wurde jetzt mehr hügelig und belebt, aber außer einigen Hunden, die uns anbellten, stieß uns nichts besonderes auf. In jedem Dorf, durch das wir kamen, erkundigten wir uns, ob keine deutschen oder französischen Verwundeten da seien. Deutsche fanden wir nirgends; wohl aber einige Franzosen, die wir auf ihrem Schmerzenlager besuchten und trösteten. Gegen Mittag machten wir in einem kleinen Dorf vor dem einzigen Wirthshaus Halt, dessen Wirth uns mit ausgesuchter französischer Höflichkeit empfing. Man sah es gleich; der Mann hatte in Paris studirt. Er sprach auch sehr bald von der grande cité und ihrer grande calamité! Wir bestellten ein einfaches Mittagessen. Aber der Pariser traktirte uns als Eroberer im großen Stil; ein Gericht folgte dem andern, so daß uns angst und bange wurde vor der Rechnung. Als wir unser Mahl beendet hatten und aufbrechen wollten, sagte der Wirth, er sei beauftragt eine Bitte an uns zu richten. Verwundert forderten wir ihn auf zu reden. Hierauf theilte er uns mit, der Gemeinderath des Dorfes mit dem Bürgermeister und Schullehrer an der Spitze bitte um die Ehre, uns ihre Aufwartung machen zu dürfen. Halb waren wir in Ver-

legenheit, halb mußten wir das Lachen verbeißen, erklärten aber, daß wir die Herrn mit großem Vergnügen empfangen würden. Da öffnete der Wirth die Thüre und herein traten zwölf Bürger, festtäglich gekleidet und mit unverhohlenem Staunen auf den Gesichtern, dessen Grund wir jedoch nicht errathen konnten. Der Schullehrer machte den Sprecher und sagte, daß es der Gemeinderath als eine Ehre und ein Glück erachte, die deutschen Krankenbrüder zu begrüßen, welche überall auch den französischen Verwundeten so viel Gutes erwiesen, wie sie aus Orleans und auch durch Briefe gefangener Soldaten aus Deutschland erfahren hätten. Wir unterbrachen die guten Leute, denen es wirklich Ernst war mit ihren Worten und dankten ihnen. Dann begannen wir uns einzeln mit ihnen zu unterhalten, ihnen zu erzählen und ihre Fragen zu beantworten. Nach einer halben Stunde wollten sie sich wieder entfernen und wir dankten ihnen noch einmal für die Ehre ihres Besuches. Aber anstatt sich jetzt zu entfernen, schauten sie sich gegenseitig verlegen an und drehten ihre Hüte zwischen den Fingern. Unser Pater Ambrosius bemerkte es und fragte sie, ob sie noch einen Wunsch hätten. Der Schullehrer erklärte zögernd, der Gemeinderath habe allerdings noch ein Anliegen, aber er wage nicht es auszusprechen. Pater Ambrosius forderte sie auf, sie möchten es nur sagen, wir würden ihnen gerne gefällig sein. Darauf sagte der Lehrer, wir möchten es doch nicht übel nehmen, aber der Gemeinderath bitte, daß der lange Krankenbruder Longinus sich an die Wand stellte und sich messen lasse; denn das sei der längste Preuße, den sie in diesem Krieg ge-

sehen hätten. Unter dem Lachen meiner Mitbrüder stellte ich mich also an die Wand, der Lehrer zog ein Metermaß heraus und es wurde ein dicker Strich an die Wand gemalt, der meine Länge angab, und daneben das Datum und mein Name geschrieben. Unter allgemeinem Staunen verkündete und notirte der Sekretär des Gemeinderathes das Resultat der Messung, genau 193 Centimeter. Der Wirth aber versicherte, er werde den Strich an der Wand in Oel malen lassen und eine Gedenktafel daneben hängen mit der Angabe, daß hier am soundso vielten Januar 1871 ein 193 Centimeter langer Preuße zu Mittag gegessen habe. Hierauf empfahlen sich die Herrn vollkommen befriedigt. Auch wir packten unsere Sachen zusammen, zahlten unsere bescheidene Zeche und fuhren weiter.

Solch ein herumziehendes Leben könnte einem plaisirlich erscheinen, und die echten Schlachtenbummler haben das auch gefunden. Wir aber sehnten uns wieder nach einem Lazareth, wo wir helfen und heilen konnten. Die Stunden und Tage unter unserem wandernden Zigeunerzelt wurden uns entsetzlich lang, und wir konnten sie nur durch unseren Rosenkranz oder Gespräche abkürzen; denn zu lesen war auf unserem schwankenden Schiff der Wüste unmöglich.

In den Nachmittagsstunden kamen wir in ein großes Dorf, bei welchem die Preußen die Nachhut des General Chanzy eingeholt und mit einigen Dutzend Granaten zur Eile angetrieben hatten. Die Einwohner beklagten sich gar sehr, daß die Preußen mir nichts dir nichts in die Häuser gestürzt seien und alle wollenen Decken mitgenommen hätten. Die guten Leute waren offenbar sehr

verwöhnt; sonst wären sie froh gewesen, daß man ihnen weiter nichts geraubt hatte. Wir machten ihnen begreiflich, daß die Soldaten wochenlang unter freiem Himmel in Schnee und Sturm campiren mußten, und da sei es ein Werk der Barmherzigkeit, ihnen eine Decke zu schenken oder einen halben Mantel, wie es der hl. Bischof Martinus von Tours, der ein Franzose gewesen, auch gethan. Darauf wußten sie nichts zu erwidern, waren aber offenbar durch das Beispiel dieses Heiligen nicht sehr erbaut. Auf unsere Frage, ob Verwundete im Dorfe lägen, erhielten wir den Bescheid, dort im Schloß des Grafen Mont —? Mont —? Mont? — ja, die andere Hälfte des Grafen hab ich vergessen — dort seien Verwundete. Wir verfügten uns also zum Schloß. Dies war ein mit wahrhaft fürstlicher Pracht von Innen und Außen ausgestatteter Bau, umgeben von einem herrlichen Park mit riesigen Bäumen; in der Nähe lagen, in großem Kreis gebaut, die gräflichen Stallungen und Remisen, für wenigstens hundert Reit- und Wagen-Pferde, und daran stieß die prächtige Reitschule. Auf unsere Frage nach den Verwundeten theilte uns ein Lakai mit, dieselben seien bereits alle nach Le Mans abgeholt worden, weil die Aerzte nicht zurückbleiben durften, und ohne Aerzte könne man ja doch nicht gesund werden. Darüber waren wir nun theilweise wenigstens verschiedener Ansicht; allein es wäre unhöflich gewesen, einem gräflichen Lakai zu widersprechen, der offenbar nur die Ansicht seiner Herrschaft aussprach. Wir wollten uns eben wieder entfernen, als der Graf selbst auf uns zukam, und uns einlud, in sein Schloß zu kommen, damit er uns seiner Familie

vorstellen könne. Wir folgten seiner freundlichen Aufforderung und stiegen die breiten Stufen der Terrasse empor. In den Gemächern war eine solche Pracht, daß wir kaum niederzusitzen wagten. Der Graf war ein großer schöner Mann mit edlem Gesicht. Die ganze Familie hatte Adlernasen; aber es waren, wie mir schien, keine kaiserlichen Adler; vielmehr glaube ich, es waren Legitimisten vom alten guten Schlag; sehr vornehm, aber sehr einfach im Benehmen. Sie sprachen gar nicht über den Krieg, sondern nur über die Lazareththätigkeit der französischen und deutschen Ordensleute. Der Graf bot uns an, bei ihm über Nacht zu bleiben; aber wir wollten so bald als möglich unser Ziel erreichen und dankten deshalb. Vor dem Schloß zeigte er uns den Platz, wo die preußischen Kanonen aufgefahren waren und die fliehenden Franzosen beschossen hatten. Dann begleitete er uns bis zu unserem Wagen und wünschte uns eine glückliche Reise. Diese ward uns auch zu theil; denn die Straße wurde immer besser und wir kamen schneller voran. Am Abend übernachteten wir in Vibray, und gelangten am folgenden Tag ohne irgend einen Zwischenfall auf die Hauptstraße, die längs des Huisne-Flusses von Chartre nach Le Mans führt. Hier war wieder Kriegsleben. Jeden Augenblick begegneten uns Proviantwagen mit Uhlanen-Begleitung; dort kam uns ein langer Zug grauer Pulver-Karren und Munitionswagen entgegen, neben welchen die Bedeckung mit dem geladenen Karabiner in der Hand auf- und abritten; jetzt brauste eine Schwadron Kürassiere an uns vorüber; und dort — was kommt denn dort? Ei, das ist ja ein ganzes Feld-

lazareth mit seinem bekannten Zubehör. Wir machten schon lange Gesichter, weil wir glaubten, das Lazareth ziehe ab, weil in Le Mans keine Verwundeten oder Kranke mehr zu verpflegen seien. Plötzlich höre ich mich beim Namen rufen; ich schaue auf und erkenne hoch oben auf einem Lazarethkarren einen Militär-Krankenwärter, der mit uns vor Metz gelegen hatte. Schnell sprang ich vom Wagen, er auch, wir begrüßten uns und nun gab es ein fragen und antworten. Ich erfuhr von dem Krankenwärter, daß es in Le Mans von der Schlacht am 13. Januar her noch viele Verwundete und auch viele Pockenkranke gebe; sein Lazareth sei nach Tours commandirt, wo es wahrscheinlich noch zu einem Zusammenstoß kommen werde; er sei als Ersatzmann zu diesem Lazareth versetzt worden; unser schweres Feldlazareth von Saint-Marie und unser guter braver Chef-Arzt stehe irgendwo zwischen Paris und Nancy. Doch jetzt mußten wir uns trennen, unsere Wagen waren schon fern; ein kurzes Lebewohl und Bhüt Gott und wir eilten nach verschiedenen Seiten unseren Gefährten nach.

Endlich, endlich lag das alte Le Mans, das noch aus der alten Römerzeit stammen soll, mit seinen stolzen Kirchthürmen und seiner herrlichen Kathedrale in der Abendsonne vor uns. Die sehr wohlhabende Stadt mit ihren 45.000 Einwohnern soll aus der Römerzeit noch drei unterirdische Wasserleitungen und Mauerreste besitzen; ich habe sie aber nicht gesehen. Man zeigte uns auch den Ort vor der Stadt, wo die letzten 10.000 braven Wandrer hingeschlachtet wurden, welche ihren katholischen Glauben und ihren König gegen die Revolutionsarmee

von Paris vertheidigten; nach der Einnahme der Stadt ließen die Häupter der Republik damals 10.000 Männer, Weiber und Kinder auf einem Haufen mit Kartätschen todtschießen und zum Theil noch lebend verscharren. Daß ähnliche Gräuel auch jetzt bald in Paris verübt werden würden, ahnten wir damals nicht.

Als wir langsam durch die schönen und breiten Straßen fuhren, fiel mir auf, daß aus all den herrlichen Kaufläden und hinter den hohen Schaufenstern desselben lauter Cavallerie-Pferde herausschauten. Anfangs meinte ich, sie seien von Holz und es seien Sattler-Läden; aber bald bemerkte ich meinen Irrthum. Die Preußen hatten aus Mangel an Stallungen die großen Kaufläden dazu benutzt, und von den fein polirten Ladentischen, wo vorher die Franzosen mit geläufiger Zunge und gelenkigen Fingern ihre Spitzen, Seife und Porcellanfigürchen verkauft hatten, fraßen jetzt die schweren deutschen Gäule ihr Heu und ihren Haber. Wie es aber nachher in den Kaufläden aussah, kann man sich denken.

Wir mußten durch die ganze Stadt fahren, um zu dem Kloster zu gelangen, das uns angewiesen war und das mit seiner schönen großen Kirche am anderen Ende in der Vorstadt lag. Als wir mit unserem Wagen anfuhren, stand der Abt des Klosters schon unter der Thüre, als wenn er uns erwartet hätte. Sobald er unser Ordenskleid erkannte, breitete er die Arme aus, umarmte uns und sagte: „Meine lieben Brüder, Sie sind zu Hause und herzlich willkommen.“ Dieser liebevolle Empfang that unserem Herzen unaussprechlich wohl, und der Abt ist auch die ganze Zeit, die wir hier blieben, ein wahrer

Vater für uns gewesen. Wir werden es nie vergessen und möge es der liebe Gott ihm lohnen.

Das Kloster war im Viereck gebaut mit einem geräumigen Hof in der Mitte und einem großen daranstoßenden Garten. Drei Flügel des Gebäudes waren für die Schulräume eines Progymnasiums bestimmt, welches die Patres leiteten. Aber seit dem Beginn des Krieges hatten sie ihre Zöglinge entlassen, weil der eine Flügel in ein Lazareth für Franzosen verwandelt war; in den beiden anderen hatten Mannschaft und Pferde einer preußischen Batterie ihre Quartiere aufgeschlagen. An die hundert Pferde standen in den unteren Sälen. Uns wurden zwei Zimmer zu ebener Erde eingeräumt, in die wir vom Hof aus gelangen konnten, ohne die Bewohner des Klosters zu stören. Nachdem wir unseren braven Kutscher reichbelohnt entlassen und uns häuslich eingerichtet hatten, brachten wir den Abend in fröhlicher Unterhaltung mit dem Abt und seinen Patres zu, und legten uns dann nach dem gemeinschaftlichen Abendgebet ermüdet auf's Ohr. Gottlob! wir waren am Ziel und morgen kamen wir wieder in unser Element.

Zehntes Capitel.

Das letzte Feld-Lazareth.

Mit Sonnenaufgang erwachten wir alle an einem schweren Schlag gegen unsere Zimmerthüre. Herein! rief unser Pater Ambrosius noch halb im Schlaf; aber Niemand kam herein. Abermals ein schwerer Schlag

und ein lautes Scharren an der Thüre. Herein! riefen wir alle zugleich. Da krachte die Thüre in ihren Fugen, ein großer Spalt öffnet sich und hereinschaut ein ungeheurer Pferdekopf. Ah! Das war nicht übel! Das waren unsere Zimmernachbarn, ein halbes Dutzend Artillerie-Pferde, die uns „Guten Morgen" wünschten. Wir sprangen auf, verstopften die Thüre und vernagelten sie später mit Blech. Dann kleideten wir uns an, wohnten der hl. Messe im Kloster bei, und begaben uns dann in die Stadt, um in den Lazarethen eine Anstellung zu suchen.

Die Stadt Le Mans ist zum Theil in der Flußebene, zum Theil an den Abhängen eines Hügels hinaufgebaut. Ungefähr in der Mitte auf einem großen Platz steht die herrliche Kathedrale. In die obere Stadt, wo mehrere Lazarethe waren, in welchen zwei von uns Arbeit in Hülle und Fülle fanden, bin ich nie gekommen. Ich wurde mit Bruder Gasparus in dem großen Feldlazareth der unteren Stadt angestellt. Die Verwundeten waren in einem großen Bank-Gebäude und in vier anderen leerstehenden Häusern derselben Straße vertheilt. Es waren lauter Schwerverwundete, welche man nicht per Eisenbahn hatte nach Deutschland schaffen können. Außerdem war in einem Eckhaus noch ein Pocken-Lazareth, das man aber, wie mir schien, sorgfältig geheim hielt; denn ich erfuhr Anfangs nichts davon, und entdeckte es nach vierzehn Tagen erst durch einen Zufall.

Unsere Lazareththätigkeit in Le Mans war in mancher Hinsicht eine viel leichtere und einfachere, als vor Metz. Erstens hatten wir keine Ruhr- und Typhus-Kranken mehr zu besorgen und zu bewachen, sondern nur Wunden

zu reinigen und zu verbinden; die Soldaten lagen nicht in Hütten oder Scheunen, sondern in gutgebauten Häusern und auf guten Betten. Sodann brauchten wir nicht für die Küche zu sorgen und auch keine Nachtwachen bei den Kranken zu halten; dies geschah durch die Militärwärter, die hier gut geschult und auch gut gewillt waren. Unsere Tagesordnung und Verrichtungen wurden vom Chefarzt, einem kleinen freundlichen Mann, folgendermaßen festgestellt. Morgens 6 Uhr kamen wir in's Lazareth und erneuerten bei allen Verwundeten die Verbände. Gegen 9 Uhr kam der zweite Stabsarzt, ebenfalls ein sehr wohlwollender Herr, und machte mit uns die Runde bei den Kranken, besichtigte die Wunden, sondirte oder machte Einschnitte, wo es nöthig war, wonach wir die Verbände frisch umlegten. Um zwölf Uhr war dies beendet und wir gingen in das Kloster vor der Stadt um dort zu Mittag zu essen. Nach ein Uhr kamen wir wieder in's Lazareth, um den Verwundeten Handreichung zu leisten, die Betten zu machen, Briefe für sie zu schreiben. Um vier Uhr kam wieder der Stabsarzt und nun wurden die Verbände für die Nacht angelegt. Gegen acht Uhr konnten wir nach Hause gehen und ruhen. So vergingen zwei Monate ein Tag wie der andere mit nur geringer Abwechslung.

Nach vierzehn Tagen erfreulicher und tröstlicher Thätigkeit trat ein Zwischenfall ein, der meinen Wirkungskreis bedeutend vergrößerte. Bisher hatte ich zwei Häuser mit etwa 70 Verwundeten besorgt, und Bruder Gasparus zwei andere Häuser. Jetzt wurden mir alle vier übergeben. Eines Tages nämlich sagte der eine Stabsarzt zu Bruder

Gasparus: „Bruder, Sie schielen ja.“ — „Gewiß Herr Doktor, von Jugend auf.“ — „Da läßt sich aber helfen, Herr Bruder; ich bin Augenarzt und will Sie operiren; aber Sie müssen künftighin eine Brille tragen; jedenfalls werden Sie wieder geradeaus und gut sehen. Wollen Sie?“ — „Ja, Herr Doktor, mit Vergnügen, wenn Sie die Güte haben wollen mich zu operiren.“ — Gesagt, gethan. Der freundliche und sehr geschickte Doktor nahm den Bruder auf sein Zimmer, zog ihm sehr vorsichtig mit einem silbernen Haken das schielende Auge aus der Höhlung, schnitt mit einer scharfen Scheere einige kleine Muskelbänder des Auges durch und setzte ihm dann das Auge wieder in die Höhle. Ebenso machte er es mit dem anderen. Vierzehn Tage mußte der Bruder nun in einem dunkeln Zimmer sitzen, bis die Entzündung der Augen vorüber war. Darnach gab ihm der Doktor eine passende Brille und Alles war in Ordnung und der Bruder Caspar wieder ein ganz schöner Mann, was er absolut nicht sein wollte. Einige Wochen lang noch sah der Bruder, wegen der veränderten Richtung der Augen, alle Gegenstände doppelt, und dies veranlaßte manche komische Scene. Kam er in der Straße an eine Pfütze, so stand er still, legte den Zeigefinger an die Nase und sagte: „Jetzt seh ich zwei Pfützen; eine davon ist die richtige; aber welche — das ist die Frage; dann machte er einen gewaltigen Satz, um über beide hinwegzuspringen und kam regelmäßig mitten in die Sauce. Dann schüttelte er den Kopf, lachte herzlich, drehte sich um und sagte auf den Boden deutend: „Jetzt weiß ich erst nicht, welches die richtige Pfütze war.“ Ebenso ging es ihm mit der

Hausthüre, die er lange nicht finden konnte, weil er aus alter Gewohnheit dem falschen Bild in seinem Auge folgte. Eines Tages aber trat eine Wandlung in seinen Augen ein. Wir waren nach Tisch vor die Stadt hinausgegangen, um etwas Luft zu schöpfen, und betrachteten aus der Ferne die Kathedrale, die über die Stadt emporragte. „Jetzt seh ich vier Thürme und die Kathedrale hat doch bloß zwei. Aber — was ist denn das? Die Thürme fangen ja an zu laufen; sie laufen gegeneinander, jetzt — jetzt sind sie beisammen; Ah! jetzt sinds nur noch drei Thürme, und jetzt — nur noch zwei; aha! jetzt fang ich an richtig zu sehen. — Oho! jetzt laufen sie wieder auseinander. Das ist aber eine Geschichte! — Ei! ei! daß den Doktor das Mäuslein beiß! Ich wollte, ich hätte meine schiefen Augen behalten; mit denen konnte ich doch richtig sehen." Der Bruder war etwas in Angst, diese Schwäche des Doppelt-Sehens möchte ihm längere Zeit bleiben; allein bald gewöhnten sich die Augen und nach und nach deckten sich die Doppelbilder.

Als ich die beiden Häuser, in welchen dieser Bruder gepflegt hatte, auch übernahm, kam ich in einen Saal mit etwa fünfzehn kranken Soldaten, die zwar nicht verwundet waren, aber alle ganz mager und citronengelb aussahen. Sie waren ungemein schwach, niedergeschlagen und traurig und mehrere von ihnen weinten und schluchzten krampfhaft. Auf meinen Gruß gaben sie keine Antwort und schauten kaum auf. Ich konnte Anfangs garnicht begreifen, was diesen Leuten fehle; ich dachte, sie mußten an der Leber oder am Magen leiden, weil sie eine so gelbe Gesichtsfarbe hatten. Ich fragte den Doktor, der

diese Soldaten untersuchte, was ihnen denn fehle; aber er gab mir keine Antwort, sondern winkte nur mit den Augen. Als wir den Saal verlassen hatten, sagte mir der Doktor, diese Leute seien vor Heimweh krank und manche so stark, daß es ihrem Leben Gefahr bringen könne. Jetzt fiel es mir wie Schuppen von den Augen; denn während des Krieges und auch früher schon waren mir viele solche Fälle vorgekommen; aber in jenem Augenblick dachte ich gar nicht mehr daran. Man gab diesen Leuten auch Arznei, aber es fruchtete nicht viel. Der Doctor ging etwas schroff und barsch mit ihnen um und ich sah einen großen starken Mann, der am Boden lag, bei seinen rauhen Worten am ganzen Leib zittern und beben. Mir schien dies nicht die rechte Weise zu sein. Denn harte Behandlung und Verachtung vermehrt nur das Heimweh. Das Schlimmste aber schien mir zu sein, daß man diese Leute ohne alle Beschäftigung, ohne Zerstreuung, ohne Buch und ohne Zeitung den ganzen Tag dumpf brüten oder weinen ließ. Ich dächte, durch Freundlichkeit, Theilnahme und Unterhaltung und irgend eine leichte Beschäftigung könnte man diese Kranken am ehesten curiren oder wenigstens erleichtern. In dieser Hinsicht scheint mir die tägliche Feld-Post im Krieg eine ausgezeichnete Einrichtung zu sein, um den „guten Geist" unter den Truppen zu erhalten. Und der „gute Geist" der Soldaten, der ist wichtig im Krieg, das wissen die Herrn Generale am besten. Aber auch im Lazareth ist eine heitere und zufriedene Stimmung von großem Einfluß auf die Genesung, und deßhalb möchte ich allen Krankenwärtern und Wärterinnen nochmals rathen, durch gute

Bücher und Zeitungen, sowie durch bereitwilliges Briefschreiben für die Kranken, dieselben bei guter Laune zu erhalten. In meinem Lazareth war ein junger Berliner, der einundzwanzigjährige Sohn eines Commerzienrathes. Dem jungen Menschen war der Fuß abgenommen; gleichwohl war er immer lustig, fidel und guter Dinge; und ich schrieb dies größtentheils dem Umstande zu, daß er fast täglich einen Brief oder eine Zeitung von zu Haus erhielt und beständig am Schreiben war. Deshalb, wenn wieder einmal Krieg ausbrechen sollte, was Gott verhüten wolle, so möchte ich allen Freunden und Verwandten der Soldaten zu Hause rathen, so oft als möglich ihren Gatten, Söhnen und Brüdern, die im Feld stehen, zu schreiben. Jetzt wünschte ich aber, ich könnte den Herrn Generalen, die lieber eine Schlacht gewinnen als verlieren, und deshalb einen guten Geist unter ihren Soldaten haben möchten, auch einen guten Rath geben. Es hat mich zwar keiner darum gefragt; aber das thut nichts; vielleicht erfährts doch einer und thut es auch. Also mein unmaßgeblicher Rath wäre, daß ein General in seinem Regiment für drei Sachen besonders sorgte: Erstens für einen guten Regiments-Kaplan, dem die Soldaten auch Vertrauen schenken; zweitens für gute Krankenwärter, die sich der Verwundeten auch wirklich annehmen; und drittens für eine gute Feldpost, die so oft als möglich Briefe bringt und mitnimmt.

Nächst dem Lazareth-Heimweh machte ich in diesen Tagen noch eine andere wichtige Entdeckung. Eines Tages ging ich um die Mittagszeit durch die Straße, da seh ich einen Militär-Wärter mit dem Suppenkessel aus dem

Eckhaus treten. Verwundert frage ich ihn, ob denn hier auch Kranke oder Verwundete seien. Er wollte mit der Sprache nicht recht heraus. Endlich vertraute er mir, das Haus sei voll Pocken-Kranker; aber nur er dürfe zu ihnen, weil er die Pocken schon gehabt habe. Ich wollte gleich hinein; er hielt mich jedoch zurück, weil ich angesteckt werden und andere anstecken könnte. Das leuchtete mir ein und ich folgte ihm für jetzt. Aber nach einer Viertelstunde schlüpfte ich doch im Vertrauen auf den Schutz Gottes in das Haus und fand nun zwanzig Soldaten, welche durch die schwarzen Pocken auf das schrecklichste entstellt waren. Sie litten furchtbare Pein, indem sie bis tief in den Hals und in die Nase mit den Geschwürchen bedeckt waren, so daß sie nicht schlucken und kaum athmen konnten. Einmal täglich kam der Pocken-Arzt und dreimal der Wärter um ihnen etwas Suppe und das gräuliche schwarze Commisbrod zu bringen, das sie doch nicht essen konnten; sonst aber waren sie ganz verlassen und fühlten das auch schmerzlich. Da war ich rasch entschlossen. Eher wollte ich meine Verwundeten Andern übergeben, als diese armen Bursche ohne Pflege lassen. Ich machte mich ans Werk, machte ihnen die Betten, gab ihnen zu trinken, wischte ihnen vorsichtig den Eiter aus den Augen und aus dem Mund. Dann lief ich spornstreichs auf das Johanniter-Depot der Liebesgaben, stellte dem Herrn Delegirten die Lage meiner neuen Kranken recht beweglich vor und machte einen glücklichen Fischzug nach wollenen Hemden, Strümpfen, Unterhosen, Eiern, condensirter Milch, Chocolade, Zwieback, getrockneten Früchten und Schinken. Triumphirend

zog ich mit meiner Beute von dannen. Denn der Herr Delegirte war nicht immer so splendid; aber diesmal war der gute Herr ganz gerührt und freigebig. All die schönen Sachen waren aber nicht allein für die Schwerkranken, die sich den Magen verdorben hatten, sondern für die Reconvalescenten, deren schon mehrere darunter waren. Ich sage dies, damit mir der Pater Henricus nicht nachträglich noch eine Buße gibt für meine Unvorsichtigkeit. Jetzt wurde ein Milch-Süppchen und Chocolade oder Eiermilch gekocht und das alles in größter Heimlichkeit; und meine guten Pockenkranken lachten, vielleicht seit langer Zeit wieder zum erstenmal, aus Herzensgrund, und das that auch meinem Herzen wohler als das „Eiserne Kreuz," das ich gar nicht gekriegt habe. Die Herren Doktoren kamen auch bald hinter meine Schliche; waren aber gar nicht bös, sondern empfahlen mir nur Vorsicht. Diese beobachtete ich denn auch, und wusch mir jedesmal, bevor ich zu meinen Verwundeten zurückkehrte, Gesicht und Hände gründlich mit Wasser und Essig und sagte keinem Menschen was davon. So gieng Alles ganz gut ab; täglich besuchte ich morgens und abends meine Pockenkranken; die übrige Zeit war ich bei den Verwundeten.

Diesen letzteren konnte ich auch bei einer anderen Gelegenheit auch einmal einen großen Dienst leisten, was mir nicht wenig Trost gewährte. Eines Morgens nämlich, als ich ins Lazareth kam, fand ich, daß die Hälfte der Verwundeten einen geschwollenen Hals und Schmerzen hatten, so daß sie ihr Frühstück nicht nehmen konnten. Der Doktor kam, untersuchte sie und machte ein be-

denkliches Gesicht. Ich fragte ihn, was die Leute denn hätten, erhielt aber keinen Aufschluß. Der Doktor verschrieb ihnen eine Arznei und ging. Anstatt besser wurde das Uebel nur noch schlimmer. Gegen Abend waren alle angesteckt, keiner konnte etwas essen und sie jammerten sehr, dabei hatten sie Fieber und waren sehr matt. Ich zerbrach mir den Kopf, was denn das für eine ansteckende Krankheit sein könne. Doch nicht die Pocken? Mir wurde angst und bange, ich könne Schuld daran sein, und ich fragte den Arzt; aber der verneinte es entschieden und behauptete es sei ganz etwas anderes; was — das wollte er mir nicht sagen. Das fiel mir auf. Dahinter mußte etwas stecken. Am anderen Tag war es noch viel schlimmer; es kamen zwei Doktoren und auch der Oberstabsarzt und sie untersuchten die Kranken in der Mundhöhle; sie waren schweigsam, ermahnten die Kranken zur Geduld und gingen. Am dritten Tag aber jammerten und weinten die Soldaten so laut und ächzten, der Doktor möge ihnen doch helfen und sie von der Qual im Halse befreien, daß dieser ungeduldig wurde und rief: „In Gottes Namen, ich kann Euch nicht helfen; ihr müßt halt Geduld haben, bis es wieder vorübergeht." Die armen Soldaten thaten mir so leid, daß ich nach dem Weggehen des Doktors mich entschloß, auf eigene Gefahr noch einen Schwabenstreich zu machen. In der sicheren Ueberzeugung, Gott werde mich dabei nicht im Stich lassen, trat ich vor meine Kranken hin und sagte: „Hört einmal, meine lieben Freunde, ich versteh auch etwas von der Medizin und wenn Ihr Vertrauen zu mir habt, so will ichs versuchen, Euch zu helfen. Wollt Ihr nehmen, was ich Euch

gebe? Schaden wird es Euch sicher nicht." Da schauten sie mich alle groß an und nickten mir zu und sagten, sie wollten Alles nehmen; ich solle ihnen nur helfen. Nun galoppirte ich in mein Quartier und holte mein Fläschchen Spongia (tosta marina) — jeder Homöopath weiß, was das ist — und richtete jedem ein Glas voll Wasser mit Spongia an, und befahl ihnen, alle zehn Minuten einen Theelöffel davon zu schlürfen. Die Militär-Wärter standen dabei und schüttelten die Köpfe, und wunderten sich, was das wohl geben werde. Aber am Abend fühlen sich alle schon besser, und am andern Morgen waren sie alle ganz curirt und verzehrten mit wahrem Heißhunger ihr Frühstück. Als ich kam, empfingen sie mich mit einem Freudengeschrei und ich war seelenvergnügt über den Schwabenstreich. Am meisten war ich gespannt, was mein Doktor sagen würde. Der war zwar auch über den plötzlichen Wechsel höchst erstaunt aber doch schnell gefaßt. „Hab ichs Euch nicht gesagt," rief er den Kranken triumphirend zu, „daß es von selber vergehen werde." Da tönte es ihm aber von allen Seiten entgegen: „Ne, Herr Doktor, da irren se sich! Von selbst is de Teufelsjeschichte nicht aus'n Hals wechjejangen. Der Bruder da hat uns geholfen!" — „Der Bruder? So! Bruder, was haben Sie ihnen denn gegeben?" — „Spongia Herr Doctor." — „Spongia? Was ist denn das für ein Mittel? Das haben wir ja gar nicht in unserer Pharmakopöe." — „Das glaub ich wohl, Herr Doktor; es ist ein homöopathisches Heilmittel und wird aus geröstetem Meerschwamm destillirt." — „Ach was! Larifari! Das kann ja nichts helfen;" und mit diesen Worte ging der

Doktor davon. Von der Zeit an hatte ich es mit ihm verdorben, weil ich ein Homöopath war. Er kam zwei Tage nicht ins Lazareth; ich meinte er sei bös über mich und fürchtete ein Nachspiel und Verhör vor dem gesammten Medizinal-Collegium. Da vernehme ich, der Doktor sei schon seit zwei Tagen krank. Ich ging sogleich ihn zu besuchen und fand ihn zu Bett. Er hatte accurat dasselbe Uebel im Hals wie meine Soldaten. Vor seinem Bett standen zwei andere Aerzte und redeten ihm zu, er solle sich den Hals mit Höllensteinlösung pinseln lassen. Er aber wollte nichts davon wissen. Da sagte der eine: „Höre Freund; laß Dir rathen; Du hast einen großen, grauen Fleck im Schlund und damit ist nicht zu spassen, wie Du weißt.“ Ich fragte nun leise den anderen Doktor: „Was hat er denn?“ — „Die Diphtheritis,“ war die Antwort. So! dachte ich; also hatten meine Kranken auch einen Anfall dieser schrecklichen und gefährlichen Krankheit gehabt, und ich hatte es nicht einmal geahnt. Es war mir aber auch in meiner ganzen bisherigen Spital-Praxis noch kein Fall von Diphtheritis vorgekommen. Ich bot dem kranken Doktor meine Spongia an, aber er sagte: „Ach was, Dummheit! Das kann ja nichts helfen.“ Erst nach fünf Tagen war er wieder hergestellt, nachdem er sich die Procedur mit Höllenstein hatte gefallen lassen. Ich aber war sehr froh, diese Erfahrung gemacht zu haben.

In den zwei Monaten, die wir in Le Mans verblieben, starben in diesem Lazareth nur wenige Verwundete. Ich kann mich nur an drei oder vier Fälle erinnern. Der eine war ein armer Infanterist, der von einer Mi-

tailleuse sieben Kugeln auf einmal in die Brust erhalten hatte; er lebte unter unsäglichen Schmerzen noch drei Monate und ertrug seine furchtbaren Leiden mit bewunderungswürdiger Geduld. Der zweite war ein Artillerist, dem der rechte Schenkel zerschmettert war; anfangs hofften die Aerzte, das Bein retten zu können; aber bald zeigten sich Spuren von Blutvergiftung und das Bein mußte schnell abgenommen werden. Als die Aerzte jedoch dem armen Burschen dies erklärten, fing er an zu weinen und wollte, es um keinen Preis zugeben; ich that mein möglichstes, um ihn dazu zu bewegen und stellte ihm vor, es sei doch besser, mit einem Bein in die Heimat zu seiner Familie zurückzukehren, als zu sterben. Aber alles Zureden half nichts; er ließ sich das Bein nicht abnehmen. Nach zwei Tagen schon zeigte seine gelbe Gesichtsfarbe, daß die Blutvergiftung im ganzen Körper eingetreten war und er starb. Hier muß ich zur Rechtfertigung der Aerzte, denen man bisweilen vorwirft, daß sie mit dem Bein- und Armabschneiden zu schnell bei der Hand seien, sagen, daß nach meiner Erfahrung in diesem Krieg, bei den meisten Schenkelknochenbrüchen und namentlich bei Gelenkverletzungen, diejenigen am Leben blieben, welche gleich auf dem Schlachtfeld oder im Lazareth amputirt wurden, diejenigen dagegen meistens an Blutvergiftung starben, bei denen dies nicht geschah. Denn die Gefahr der Blutvergiftung ist trotz aller Vorsichtsmaßregeln in den Lazarethen sehr groß. — Bei einem dritten, den ich in Pflege hatte, trat Starrkrampf ein, den alle Mittel nicht heben konnten. Ein vierter war auch in großer Gefahr, den Starrkrampf zu bekommen; es war ein

Husar, der auf einer Recognoszirung von einem Franktireur durch die rechte Hand geschossen wurde. Es war ein kecker Bursche; denn obgleich verwundet, stieg er Angesichts der Feinde vom Pferd, hob seine Pistole auf, die ihm entfallen war, lud sie erst, und stieg dann wieder zu Pferd und ritt heim ins Lager. So oft der Doktor ihm diese Handwunde reinigte, bekam der Husar heftige Zuckungen, die Augen wurden starr, die Zähne waren fest übereinander gebissen, und der Arm verkrümmte sich. Der Doktor meinte, der Krampf werde schon wieder vergehen; als ich aber sah, daß der Verwundete das Bewußtsein verlor, riß ich schnell meine Morphium-Spritze aus dem Futteral und machte eine Einspritzung am Arm. Darauf kam er wieder zu sich und der Krampf ließ nach. Aber ich mußte längere Zeit, so oft ich ihn verbinden wollte, diese Einspritzung wiederholen. Ich gebe auch meinem Chef-Arzt von S.-M. vollkommen Recht, der immer sagte, der Erfinder der Morphium-Spritze verdiene ein goldenes Monument. Viele, die vollkommen aufgegeben waren, sind dadurch allein gerettet worden.

In dem Pockenlazareth ging auch Alles gut; dort war keiner gestorben und die meisten bereits wieder auf dem Weg der Genesung. Lange Zeit hatten mich diese Kranken gequält, ich möchte ihnen doch einen Spiegel bringen, damit sie sich selber einmal sehen könnten. Aber ich wollte nicht daran; denn der eigene Anblick hätte sie erschrecken und ihnen schaden können. Endlich als alle anfingen sich zu schälen, brachte ich einen Spiegel. Die meisten aber warfen ihn beim ersten Blick wieder weg und riefen: „Pfui Teufel! Was für ein wüster Kerl bin

ich geworden." Einem wurde ganz bedenklich und er meinte: „Das wird a Gschicht geben, wenn ich heimkomm! Das wird a Gschicht geben! O je, o je! Am End erkennen sie mich gar nit mehr." — Damit hatte es aber wohl keine Noth; denn in Deutschland war man über jeden froh, der nur lebendig wieder heimkam. Nur zu viele kehrten nicht wieder. Da fällt mir der Fall ein, der sich während dieses Krieges in einer deutschen Residenzstadt ereignete. Es war die Nachricht gekommen, von einem großen Sieg der Deutschen vor Paris. Zur Feier dieses Sieges wurde eine Illumination und eine Fest-Vorstellung im Theater angesagt. Aber — beinahe der ganze Hof erschien in schwarzen Trauerkleidern und auf allen Gallerien des Theaters war es schwarz, wegen der vielen gefallenen Söhne, Brüder und Gatten, und der edle Fürst jenes Landes hat viele Tage um seine gefallenen Unterthanen geweint und seine alten treuen Diener weinten mit ihm, während sie ihn bedienten, denn sie hatten alle ihre Söhne verloren, und der graue Portier, der ihm die Thüre öffnete, weinte, denn er war kinderlos. Das ist der Krieg.

Als ich eines Tages aus der Thüre meines Pockenhauses trat, ging eben ein Regiments-Geistlicher mit dem eisernen Kreuz auf der Brust vorüber. Sobald er meiner ansichtig wurde, blieb er stehen, grüßte mich freundlich und sagte: „Ah, guten Tag mein lieber Herr Collega; haben Sie ihre Verwundeten besucht und ihnen die Tröstungen der heiligen Religion gespendet?" — „Bitte um Entschuldigung, Herr Pfarrer; hier ist ein Pockenlazareth." — „So! so! Nun da ist die Seelsorge doppelt

nothwendig. Die Kranken werden wohl lauter Glaubensbrüder von Ihnen sein.“ — „Sie irren sich, Herr Pfarrer, es sind lauter Protestanten, die sich recht freuen würden, wenn Sie dieselben besuchen wollten; überdieß bin ich kein Priester.“ „So! So! — Nein, nein! ist gar nicht nothwendig, daß ich mich da hineinmische; ist auch ganz einerlei; ich sehe schon, daß Sie es ganz gut machen und ich übergebe Ihnen daher vertrauensvoll meine Schäflein. Guten Morgen, Herr Collega!“ — Nun, das muß ich gestehen, einen so toleranten Hirten hatte ich noch nicht getroffen.

Bei unserem Johanniter-Delegirten machte ich regelmäßig jede Woche meine zwei oder drei Besuche, und wenn ich auch nicht immer bekam, was ich wollte, so bekam ich doch immer etwas. Der Herr Delegirte machte es darin wie der liebe Gott, der auch nie viel auf einmal, sondern jedesmal, wo man zu ihm kommt, etwas schenkt. Das merkte eine pfiffige bairische Barmherzige Schwester gar bald, und kam daher alle Tage zu dem Herrn Delegirten. Ich wohnte einmal einer solchen Liebesgaben-Verhandlung zwischen den beiden bei. Schon als die ehrliche Baierin eintrat, rief der Herr Delegirte: „Was ist das, Schwester! Sind Sie schon wieder da?“ „Jo, Herr Delegat.“ — „Was wollen Sie denn schon wieder? Zeigen Sie mir einmal den Zettel mit Ihren Wünschen.“ — „Herr Delegat, des sind nit meine Winsch, sondern die Winsch und Bedirfniß von meine kranke Soldate.“ „Nun Schwester, das ist ja einerlei.“ — „Jo, Herr Delegat, do habe se Recht, des ischt einerlei.“ — „Was! 12 Paar wollene Strümpfe!“ — „Aber Schwester, das ist

viel!" — „Jo, Herr Delegat, des ischt freilich viel; aber zwelf von meine kranke Soldate habe halt kei Strimpf." — „Ei, ei! Schwester; thuns nicht auch 6 Paar?" — „Nei, Herr Delegat, 6 Paar thuen's nit. Denn i kann nit jedem Kranke bloß ein Strumpf gebe." — „Ach was, Schwester; schreiben wir einmal vorderhand 6 Paar Strümpfe. Nicht wahr?" — „Jo, Herr Delegat, schreibe mer amal vorderhand 6 Paar Strimpf." — „Also weiter: wie! 24 Stück Eier? Schwester, das ist zu viel!" — „Nei, Herr Delegat, des ischt gewiß nit z'viel." — „Aber, Schwester, was thun Sie denn mit 24 Eiern?" — „Jo Herr Delegat, mer gebes die kranke Soldate, jedem all Tag en Ei." — „Nun, Schwester, das will ich gern glauben. Aber machen wir vorderhand aus der 24 eine 12." — „Jo, Herr Delegat, mache mer vorderhand 12 Eier draus." — Und so in dieser Weise ging es weiter. Die Schwester bekam just die Hälfte von dem, was sie aufgeschrieben hatte. Am anderen Tag aber kam sie schon wieder und verlangte 12 Paar Strümpfe, 48 Eier, zwölf Büchsen condensirte Milch, und bekam die Hälfte davon, d. h. gerade so viel, als sie für ihre Kranken brauchte.

Wir haben es den Herrn Johanniter-Delegirten nie übel genommen, wenn einige von ihnen uns Anfangs auch für solche Flibustier hielten, wie sie sich unter den Laien-Pflegern zum Theil eingeschlichen hatten, und die man oft weiß Gott wo unter den Turnern oder Ladendienern oder gar untern Kellnern und Hausknechten aufgelesen hatte. Ich wollte nur, unser Herr Delegirter hätte auf seine drei Depot-Verwalters auch ein so scharfes Auge

gehabt. Aber der Herr Delegirte wohnte in der Stadt und schrieb uns nur die Anweisungen; die drei jungen Verwalter dagegen saßen mit dem eisernen Kreuz auf der tapferen Brust draußen am Bahnhof mitten unter den Liebesgaben und thaten, was sie wollten.

Einmal machte ich ihnen aber doch einen Strich durch die Rechnung und einen guten Fang für mein Lazareth obendrein. Das kam so. Als ich eines Morgens zum Herrn Delegirten kam und sechs Blechbüchsen condensirte Milch für meine Kranken haben wollte, sagte er: „Bedaure sehr, Herr Bruder; aber die condensirte Milch ist alle ranzig geworden in den Büchsen; wir können den Kranken keine mehr geben, weil ihnen das schaden würde; Wir werden die ganze Ladung von 50 Fässern an die Firma zurückschicken." — „Aber mein Herr," sagte ich, „wie ist denn das möglich? 5000 geschlossene Büchsen condensirter Milch ranzig geworden? Wer hat Ihnen denn das gesagt?" — „Meine Depotverwalter sind dahinter gekommen, daß wir von der Firma schlechte Waare erhalten haben; sie haben mir eine solche Büchse gezeigt und ich habe mich von der Wahrheit überzeugt; wir schicken die ganze Ladung zurück." — „Mein Herr," erwiderte ich, „wollen Sie mir erlauben, daß ich mich selbst von der Wahrheit überzeuge?" — „Das können Sie thun, Herr Bruder. Aber wozu? die 50 Fässer sind schon zurückexpedirt." — „Ist noch ein angebrochenes Faß vorhanden?" fragte ich. — „Jawohl; mit 50 Büchsen. Aber die sind alle ranzig." — „Das wollen wir erst sehen. Ich bin überzeugt, daß Ihre Depot-Verwalter sich irren und Sie falsch berichten." — Damit ging ich schleu-

nig auf den Bahnhof in das Depot und fragte dort die jungen Herrn, ob es wahr sei, daß alle condensirte Milch ranzig geworden. „Jawohl!“ hieß es, „jawohl, Herr Bruder; können sich selbst davon überzeugen.“ Dabei hielten sie mir triumphirend eine geöffnete Büchse, welche abscheulich roch, unter die Nase. „Ja freilich,“ rief ich, „wenn sie die Büchse acht Tage offen stehen lassen, dann wird die Milch natürlich ranzig.“ Da wurden die jungen Herrchen roth bis über die Ohren. Ich aber fuhr fort: „Haben sie die anderen Büchsen geöffnet?“ —„Jawohl; einige.“ — „Zeigen Sie mir eine geschlossene. —“ „Wir dürfen keine mehr für die Kranken hergeben; der Herr Delegirte hat es verboten.“ — „Sehr gut; ich will auch keine für die Kranken; sondern ich will selbst eine öffnen.“ Diesem Verlangen mußten sie willfahren, thaten es aber höchst ungern. Ich schnitt nun die zugelöthete Blechbüchse auf, roch an der Milch und verkostete und siehe da — keine Spur von ranzigem Geschmack war zu entdecken. Ich ließ nun auch die drei Liebesgaben-Jünglinge davon verkosten, und sie mußten zugeben, daß die Milch ganz unverdorben war. „Wie viele geschlossene Büchsen sind noch in diesem angebrochenen Faß?“ — „Noch 150 Büchsen.“ — „Nun gut; ich sage Ihnen, Sie werden mir diese hier stehen lassen, bis ich mit dem Herrn Delegirten gesprochen habe.“ Dieses schien den Herrn Verwaltern gar nicht angenehm. Ich aber kümmerte mich nicht darum, sondern verfügte mich wieder zum Delegirten, und sagte ihm, daß an der ganzen Sache nichts sei. Die Verwalter hätten einzelne Büchsen wahrscheinlich offen stehen und verderben lassen; die geschlossenen seien

gut. Ich verlangte nun dringend, daß mir das angebrochene Faß für meine Kranken überlassen werde. „Herr Bruder," sagte der Delegirte feierlich, „auf Ihre Gefahr und Verantwortung!" — „Jawohl, mein Herr; auf meine Gefahr und Verantwortung; ich werde alle 150 Büchsen durch den Feld-Apotheker untersuchen lassen, und wenn eine einzige ranzige darunter sich findet, so werde ich es Ihnen melden." Jetzt erhielt ich die schriftliche Anweisung, lief damit auf das Depot, eroberte meine 150 Büchsen, und zog jetzt meinerseits triumphirend mit dem Faß auf dem Rücken ins Lazareth. Dort gab es ein großes Jubelgeschrei und Beifallsklatschen. Der Apotheker, sein Gehilfe, der Koch und alle Lazareth-Wärter wurden zusammengerufen und als oberster Gerichtshof in Sachen der als ranzig incriminirten Milchbüchsen installirt. Dreißig Büchsen wurden geöffnet, untersucht, verkostet und als untadelhaft befunden. Dies genügte für einmal. Nun gab es mehrere Tage lang, Morgens, Mittags und Abends eine pompeuse Milchsuppe. — Die 50 Fässer des Herrn Delegirten aber gingen mit der Bezeichnung „ranzig" an die Firma nach Deutschland zurück. Und in ähnlicher Weise sind unendlich viele Liebesgaben zurück- — oder bei Seite — oder untergegangen. Ich aber möchte zum Schluß allen Herrn Delegirten den guten Rath geben, daß sie das nächstemal doch um Gottes Willen nicht wieder ihre Bedienten und Kutscher, oder anderes Gesindel als Depot-Verwalter anstellen, sondern zuverlässige und ehrliche Männer.

Elftes Capitel.

„Friede!"

Während wir still und ungestört in den Lazarethen unsere trostreiche Arbeit thaten, gingen die kriegerischen Ereignisse draußen ihrem Ende, Deutschland aber einer ungeheuren friedlichen Umwälzung entgegen. Am 18. Januar wurde der neue deutsche Kaiser im großen Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles proclamirt. Am 19. Januar wurde der letzte große Ausfall der Pariser Besatzung mit ungeheurem Verlust zurückgeschlagen, worauf General Trochu das Commando in Paris niederlegte. Am selben Tag wird die französische Nordarmee bei Saint Quentin geschlagen; die französische Ost-Armee unter Bourbaki wird in die Schweiz gejagt, und am 28. Januar muß Paris capituliren. „Paris ist gefallen! hat capitulirt! Hurrah!" — So tönte es auch durch die sonst so stillen Räume der Lazarethe. „Jetzt gibts bald Frieden, und dann gehts wieder heim," so jubelten die verwundeten Soldaten, und mächtig erwachte jetzt die Sehnsucht nach der Heimat. Jedermann war herzlich froh, daß der Krieg zu Ende ging.

Eines Tages hieß es: Das Armee-Corps des Prinzen Friedrich Carl zieht von Le Mans ab; vorher aber muß die Stadt drei Millionen Franken Kriegs-Contribution zahlen. — So war es in der That. Mehrere Tage lang sah man französische Herren mit der dreifarbigen Schärpe um die Schultern von Haus zu Haus gehen, und die Beiträge der reicheren Bürger für die Aufbringung der drei Millionen einsammeln. Es war ein großes La-

mento in der Stadt. Endlich war die Summe beisammen und in der nächsten Nacht zogen die Preußen ab. Bei dieser Gelegenheit geschah ein beklagenswerthes Unglück. In dem Palast des hochwürdigsten Bischofs von Le Mans war ein preußischer General in Quartier. Dieser verabschiedete sich aufs freundlichste von dem guten Bischof, der krank zu Bett lag, und zog schon am Abend an der Spitze seines Regimentes aus der Stadt. Die Bedienten des Generals aber blieben noch bis Mitternacht im bischöflichen Palast, wo sie die Effecten ihres Herrn einpackten. Als sie nun ebenfalls abzogen, häuften sie, sei es aus Bosheit, sei es im trunkenen Muthwillen, einen ungeheuren Holzstoß um das brennende Kamin im Zimmer des Generals. Niemand ahnte die Gefahr. Gegen Morgen stand plötzlich der ganze bischöfliche Palast in Feuer. Der gichtkranke Bischof wurde auf seiner Matratze mitten durch die Flammen getragen und gerettet. Aber all seine Habe und seine herrliche Bibliothek mit 20,000 Bänden verbrannte. Einige Patres des Klosters, in dem wir wohnten, besuchten ihn am Tage nach diesem Unfall und weinten bei seinem Anblick. Er aber lächelte und sagte: „Es ist besser, daß mein Haus verbrannt ist, als das eines armen Bürgers; nur um meine Bibliothek ist es mir leid.“ Er wollte auch nicht, daß man Schritte thäte, die schuldigen Soldaten zu bestrafen. Der Bischof war ein heiligmäßiger und sehr gelehrter Mann; er hatte auf dem Vaticanischen Concil alle Acten und Notizen gesammelt und wollte eine Geschichte des Concils schreiben. Aber alle diese Papiere sind verbrannt. — Den Namen dieses preußischen Generals hab ich nicht erfahren können;

aber wenn ich ein General wäre, und so etwas wäre durch meine Bedienten und Soldaten geschehen, so hätte ich es für meine Ehrenpflicht gehalten, sogleich Urlaub zu nehmen und umzukehren, um dem beschädigten Bischof mein Beileid zu bezeigen und Satisfaction und Schadenersatz zu leisten. Das hätte ich — Bruder Longinus — von einem Offizier erwartet.

Wenige Wochen nach dem Abzug der Preußen am 26. Februar wurden die Friedensbedingungen unterzeichnet und „Friede! Friede!" scholl es durch alle Straßen. „Gott sei Lob und Dank!" — so riefen alle und auch wir. Am ungeduldigsten waren jetzt unsere Verwundeten und Kranken, um so bald als möglich aus Frankreich heraus wieder nach Deutschland zu kommen. Plötzlich verbreitet sich die Kunde: Ein Sanitätszug aus Deutschland ist angekommen; und jetzt geht es heim! — Alles was laufen konnte, eilte auf den Bahnhof, um das Wunder zu schauen. Richtig da stand der lange Zug mit dem rothen Kreuz auf allen Wagen. Am allermeisten staunten die Franzosen selbst über die so bequem und praktisch eingerichteten Wagen mit den in Gummiringen hängenden Betten; mit der Heizung; mit dem Küchenwagen, mit der Feldapotheke — kurz über dieses herrliche fahrende Spital deutscher Erfindung.

Als nun der Chefarzt in's Lazareth kam, um diejenigen Kranken auszusuchen, welche mit diesem ersten Zug abfahren sollten, da war ein Rufen und Bitten: „Mich, Herr Doktor! Mich! bitte mich!" daß er kaum fertig werden konnte. Nach dem Mittagessen hoben wir unsere lieben Kranken auf den Matrazen in die Ambu-

lanz-Wagen, die dutzendweis in langem Zug vor dem Lazareth standen. Wir begleiteten sie auf den Bahnhof, hoben die Soldaten in die Eisenbahnwägen, legten sie auf den herrlichen Betten zurecht, drückten ihnen noch einmal zum Abschied die Hand und — fort brauste der Zug, der deutschen Heimat entgegen. In den nächsten Tagen kamen noch drei Sanitätszüge und bald war unser Lazareth ganz leer. Nun kamen aus dem Süden und Westen von Frankreich die deutschen Gefangenen, Matrosen, die zur See oder Soldaten, die zu Land in die Hände der Franzosen gefallen waren. Auch diese wurden einige Tage im Lazareth verbunden und verpflegt und dann in die Heimat geschickt. Endlich war Niemand mehr übrig als wir. So schnürten denn auch wir unser Bündel, nahmen Abschied von den Aerzten und Wärtern und erhielten unser Zeugniß. Recht schwer wurde uns der Abschied von dem guten Abt und seiner Klostergemeinde, die uns so lange und so liebevoll beherbergt hatten. Er umarmte uns alle wie seine Brüder, gab uns seinen Segen und dann zogen auch wir auf den Bahnhof, wo wir dem schönen Le Mans und seiner Kathedrale ein letztes Lebewohl zuwinkten.

Zwölftes Capitel.

Heimkehr und Schluß.

Es war etwa Mitte März 1871 als wir auf einem gemischten Zug mit Reconvalescenten, Gefangenen und Soldaten von Le Mans nach Versailles fuhren. Hier blieben wir einige Tage, bis von unserem Obergeneral,

dem Pater Henricus, Nachricht käme, ob wir noch an einem andern Orte ein Pocken-Lazareth übernehmen oder heimkehren sollten. Unterdessen führte uns ein französischer Regiments-Caplan in der Stadt umher und zeigte uns alle Sehenswürdigkeiten. Ich weiß nicht mehr viel davon zu erzählen, ausgenommen, daß der Franzose alle Fingerslang den „Louis quatorze“ nannte. Damals dachte ich noch, das müsse ein famoser König gewesen sein. Nachher aber erfuhr ich, das sei der, dessen Soldaten so viele deutsche Dörfer verbrannt und die Verzierungen an den Kirchen und Domen zerschlagen hätten. Dafür sei er aber nicht nur von dem tapferen Prinz Eugenius dem edlen Ritter, sondern auch neuerdings von einem Geschichtsforscher Namens Onno Klopp, verdientermaßen gekloppt worden, was nicht mehr als recht und billig ist.

In Versailles zeigte man uns auch das Hotel, wo der Feldmarschall von Moltke täglich zu speisen pflegte. In einem großen Saal an einer langen gedeckten Tafel saßen oben immer sechs oder acht Prinzen und Fürsten; daneben war die Tafel leer; nur ganz unten am anderen Ende stand noch ein Teller für den Feldmarschall Moltke, der immer erst kam, wenn die Prinzen mit ihrer Suppe schon fertig waren. Wenn er eintrat, salutirte er erst den Prinzen und setzte sich dann schweigend an seinen Platz. Kaum hat er ein paar Löffel Suppe gegessen, so tritt ein Ordonnanz-Offizier herein und übergibt ihm ein Kriegs-Telegramm von irgend einem Fleck in Frankreich, wo die Deutschen am wirthschaften sind. Der Feldmarschall macht es auf und liest es. Dann legt er’s

bei Seite und nickt dem Offizier, er könne gehen. Unterdessen aber haben die Prinzen oben am Tisch heruntergeschaut, um zu sehen, was der Feldmarschall für ein Gesicht macht, um zu errathen, ob das Telegramm eine gute oder eine schlechte Nachricht gebracht hat. Aber der Feldmarschall macht gar kein Gesicht, oder vielmehr er macht immer dasselbe Gesicht, so daß man nichts daraus lesen kann. Doch weiter. Wenn nun der Feldmarschall wieder angefangen hat zu essen, so geht die Thüre auf und eine Ordonnanz bringt ein zweites Telegramm. Der Feldmarschall liest es und legt es bei Seite. Und so kommen während seiner Mahlzeit oft fünfzehn oder zwanzig Telegramme. So lange er sie bei Seite legt und weiter ißt, steht Alles gut. Wenn er aber bei einem Telegramm schnell aufsteht, das Essen stehen läßt und hinausgeht, dann ist irgend etwas nicht richtig oder eine Gefahr im Anzug. Sobald er nun geht, stecken die Prinzen oben die Köpfe zusammen; aber diesen sagt der Moltke nicht, was los ist. Warum das weiß ich nicht.

Dann habe ich in Versailles auch einen hohen Herrn durch die Stadt fahren sehen, der einen Mohren auf seinem Wagen bei sich gehabt hat. Das ist mir sehr interessant gewesen und ich habe bei mir gedacht, ob die hohen Herrn das so thun, wie wir die Heiligenbilder aufhängen, um uns daran zu erinnern, daß sie unsere Brüder sind. Aber die Herren werden wohl am besten wissen, warum sie das thun.

Das ist ungefähr Alles, was ich in Versailles erlebt habe. Nach zwei Tagen kam von Pater Henricus auch an uns ein Telegramm, wir sollten heimkehren, der

Feldzug sei aus. Somit verschafften wir uns Plätze auf einem Militärzug, der über Paris nach Nancy ging und fuhren ab.

Je mehr wir uns Paris näherten, desto größer war die Zerstörung und Verwüstung, welche der Krieg hier angerichtet hatte. Ganze Dörfer in Schutt und Asche; dort die herrlichen Bäume eines prächtigen Parkes umgehauen; dort oben auf dem Hügel die Mauern und Thürme eines Forts in Trümmer geschossen; und jetzt — da lag vor unsern erstaunten Blicken das ungeheuere Häusermeer des stolzen Paris. Wir durften die Stadt nicht betreten, sondern wurden auf der Ringbahn um dieselbe herumgeführt. Von ferne nur sahen wir ihre Kirchen, Paläste und Triumphbogen. In einigen Vorstädten, an welchen unser Zug vorbeifuhr, standen die National-Garden und der Pöbel und ballte die Fäuste gegen unseren Zug, in dem sich viele Soldaten befanden. Endlich als wir auf der anderen Seite von Paris angelangt waren, hielt unser Zug auf freiem Felde, Soldaten und Offiziere stiegen aus und schossen ihre Gewehre und Pistolen in den Sand ab. Diese hatten dem Volk von Paris trotz des Friedens doch nicht recht getraut. Dann stiegen sie wieder ein und jetzt ging es mit Schnellzugsgeschwindigkeit voran. Wir waren alle in der fröhlichsten Stimmung, erzählten, lachten und freuten uns auf das Wiedersehen mit unseren Brüdern in Deutschland, als plötzlich ein lautes Rufen und Schreien aus dem nächsten Wagen uns erschreckte. „Halt! halt!“ schrieen viele Stimmen, und die Dampfpfeife, durch die Nothleine geöffnet ließ ihren schrillen Pfiff ertönen. Wir glaubten schon, es werde

einen Zusammenstoß geben und waren nicht wenig erstaunt, als beim Halten des Zuges alle Schaffner zu unserem Wagen gelaufen kamen. „Was gibt's? Was ist los?" — „Ihr Wagen brennt!" — Oho! Das war nicht übel! Da wären wir bald noch vor dem Wiedersehen gebraten worden. Wir sprangen schnell heraus. Richtig! Eine nicht geschmierte Achse unseres Wagens war durch die schnelle Fahrt glühend geworden. Lange mußten wir halten, bis die Achsen abgekühlt waren, dann ging es langsam weiter. Es war schon spät in der Nacht, als wir in Epernay anlangten. Das war jetzt eine schwierige Sache, Nachts um 11 Uhr in der schlafenden Stadt ein Quartier zu finden; nirgends mehr ein Gasthaus offen; auf unser Läuten oder Klopfen erhielten wir keine Antwort. So kehrten wir nach einer Stunde vergeblicher Bemühung zum Bahnhof zurück und erhielten dort in einem Feldlazareth einige leerstehende Betten. Auf diese streckten wir uns und schliefen ermüdet ein. Am folgenden Tag ging die Fahrt ohne Aufenthalt und ohne Unfall weiter über Nancy und Saarbrücken an den Rhein.

„Der Rhein! Der Rhein! Der schöne deutsche Rhein!" So tönte der Jubelruf von unseren Lippen und die Soldaten stimmten auch gleich an:

„Lieb' Vaterland magst ruhig sein!"
„Fest steht die Wacht am Rhein!"

Ueberall war der Bahnhof beflaggt; mit Jubel, Wein und Cigarren wurden die Soldaten überall empfangen. Und auch wir freuten uns, wieder in der lieben, deutschen Heimat zu sein. Endlich hält der Zug an und wir eilen

durch die bekannten Straßen. Da stehen wir wieder vor unserer Klosterpforte. Wir läuten als gälte es Sturm, die Pforte geht auf und: „Oh! Ah! Die Brüder aus Frankreich sind wieder da!“ so geht der Ruf durch's ganze Haus. „Guten Tag Bruder Longinus!“ — „Bruder Caspar, wie geht's?“ — „Ho, Bruder Fredericus, sind Sie auch wieder da?“ — „Willkommen! Willkommen!“ So riefen und grüßten und umarmten sich alle durcheinander. „Aber Bruder Conradus, was ist denn das? Wie sehen Sie aus? Sind Sie in's Tintenfaß gefallen?“ — „Ne, lieber Freund, ich hab' von den Franzosen die schwarzen Pocken mitbekommen. S'ist noch gut abgelaufen. Bruder Aemilius ist dran gestorben.“ — So war es leider. Einige Brüder haben wir nicht wieder gefunden, die jetzt in französischer Erde schliefen, aber doch ist im großen Ganzen Alles glücklich abgelaufen. Von den 200 Brüdern, die mit im Kriege waren, sind etwa 50 an den Pocken, an der Ruhr und am Typhus erkrankt, aber nur fünf sind gestorben. Dagegen die Nachwehen haben wir Alle gefühlt und behalten.

Auch für mich hat der Krieg ein kleines Nachspiel gehabt. Der Tod meiner Mitbrüder erinnerte mich wieder daran, daß ich in Saint-Marie aux Chênes auch sehr knapp am Typhus vorbeigekommen war. Sobald ich daher ein wenig ausgeruht war, beeilte ich mich, das Gelübde der drei Wallfahrten zu erfüllen, das ich der lieben Mutter Gottes damals gemacht. Mehrere der Brüder begleiteten mich auf meinem dreimaligen Weg nach Maria-Z . . . und als diese Verpflichtung erfüllt war, dachte ich: So jetzt ist Alles gut. Aber — aber, Eins

hatte ich ganz vergessen, daß ich nämlich vor Metz der Mutter Gottes gesagt hatte, nach dem Kriege könne sie mir jedes Kreuz schicken. Das hatte ich vergessen. Eines schönen Tages aber falle ich die Treppe hinunter und breche fast den Fuß. Die Verletzung des Gelenkes und der Sehnen war so schlimm, daß man mich hinauftragen und das Bein in einen Gypsverband legen mußte. Sechs Wochen lag ich mit viel Schmerzen zu Bett; ein Herzleiden durch Kriegs-Rheumatismus kam hinzu, und nun fiel mir mein früheres Versprechen wieder ein. Ich hatte jetzt so gut wie meine Brüder mein Verdienstkreuz vom Himmel erhalten; denn das eiserne Kreuz hat keiner von uns bekommen.

Als ich in meinem Gypsverband schon wieder etwas im Zimmer umherhumpeln konnte, geht eines Tages die Thüre auf, und herein tritt — wer anders, als mein lieber verehrter Chefarzt des Lazarethes in Saint-Marie aux Chênes. Ich schrie laut auf vor Freude, er aber kam mit offenen Armen auf mich zu und rief: „Lieber Bruder Longinus, lassen Sie sich umarmen." Der gute edle Herr hatte sogar seine Frau mitgebracht, damit sie auch den Bruder sehe, der es verhinderte, daß sie eine arme Witwe geworden. Den ganzen Tag saßen wir beisammen und plauderten vergnügt über unsere Erlebnisse im Krieg. Dann nahmen wir herzlichen Abschied und der Doktor fuhr heim, um nach langer Trennung auch sein Kind wiederzusehen. Möge der liebe Gott den guten braven Herrn für alle Liebe und Güte, die er uns Brüdern im Krieg erwiesen hat, und seine ganze Familie segnen.

Und jetzt bin ich fertig und kann mein Tagebuch schließen. Vorher aber sende ich einen herzlichen Gruß und Segenswunsch allen meinen lieben verwundeten und kranken Soldaten, die ich pflegen durfte, und meinen treuen Dank und „Vergelt's Gott“ allen jenen edlen Herrn Malthesern, Johannitern, Doktoren und Offizieren, die mir während der Lazarethfahrten hilfreich zur Seite standen.

Inhalt.

Erste Lazareth-Fahrt.

			Seite
Cap.	1.	Die Abreise	3
„	2.	Ein Landrath im Siegesrausch und ein königlicher Kaffee	6
„	3.	Endlich weiter im Text mit einem Kutscher im Siegesrausch	13
„	4.	Von Pontius zu Pilatus im Mondschein	16
„	5.	Das erste Lazareth	20
„	6.	Ein schlimmer Prophet und eine gute Witwe von Sarepta	24
„	7.	Trauriger Schluß der ersten Lazareth-Fahrt	27

Zweite Lazareth-Fahrt.

Cap.	1.	Handwerksburschen-Philosophie und Lazareth-Requisiten	31
„	2.	Eine Reise mit verschiedenen Hindernissen	33
„	3.	Der nächtliche Ueberfall	35
„	4.	Gefährliche Pulverkarren, kitzliche Kanonen und ein leerer Brotwagen	41
„	5.	Eine treue Köchin und ein Mittagessen zu rechter Zeit	46
„	6.	Ein saftiger Empfang und ein trockener Rückzug	48
„	7.	Noch einmal „Rechts um kehrt Euch! Marsch!"	54
„	8.	Nächtlicher Ueberfall durch Franzosen	58
„	9.	Nur immer langsam voran	60
„	10.	Sturmvögel und Friedenstauben	71
„	11.	Eine Amts-Taufe und ein Amts-Antritt	79
„	12.	Eine saubere Wirthschaft	84

			Seite
Cap.	13.	Eine Lazareth-Reformation	87
„	14.	Der Sturm beginnt mit einer Milch-Cur . . .	95
„	15.	Es donnert und blitzt bei einer Wasser-Cur . .	101
„	16.	Es schlägt ein nach einer Mist-Cur	105
„	17.	Nach dem Gewitter heiterer Himmel und an demselben die Sternbilder des großen und kleinen Bären	112
„	18.	Die Epidemie im Dorf	117
„	19.	Der Chef-Arzt krank	123
„	20.	Verdächtige Eruptions-Symptome	125
„	21.	Franktireurs	133
„	22.	Die Viehseuche und der böse Inspektor	139
„	23.	Honig-Bären	145
„	24.	Heimkehr ohne das eiserne Kreuz	151

Dritte und letzte Lazareth-Fahrt.

Cap.	1.	Zwei telegraphische Depeschen	155
„	2.	Abreise in Begleitung sämmtlicher Nachtwächter von Koblenz	158
„	3.	Geld regiert die Welt	164
„	4.	Halb zu Fuß und halb zu Pferd	168
		Ein schlechter Sitz ist auch was werth	174
„	5.	Gutes Quartier für eine französische Prophezeiung	
„	6.	Zigeuner-Leben	118
„	7.	Das bestrafte Sakrileg	186
„	8.	Unter den Franktireurs	191
„	9.	Der längste Mann im deutschen Heer	197
„	10.	Das letzte Lazareth	204
„	11.	„Friede!“	224
„	12.	Heimkehr und Schluß	227

K. u. k Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

Vogl